

Universität für Bodenkultur Wien

Department für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Institut für Agrar- und Forstökonomie



# DIPLOMARBEIT

zum Thema

## **Resilienz landwirtschaftlicher Familienbetriebe: Die Sicht der Bergbäuerinnen und Bergbauern im Sarntal (Südtirol)**



eingereicht von

**Susanne Plunger**

Betreuerin:

**PD DI Dr. Ika Darnhofer**

Wien, Juni 2009

## **Vorwort**

**Diese Diplomarbeit bildet den Abschluss einer sehr schönen Studienzeit in Wien, Bologna und Sydney.**

**Ein herzliches Dankeschön an meine Betreuerin PI DI Dr. Ika Darnhofer für das Engagement, die vielen Anregungen, Korrekturen und die fachliche Unterstützung in allen Phasen meiner Diplomarbeit.**

**Ich danke meinen InterviewpartnerInnen für ihre Auskunftsbereitschaft und für die Zeit und Mühen, die sie für mich aufgebracht haben. Mir hat es sehr viel Spaß gemacht euch zu interviewen. Ohne euch wäre das Erstellen dieser Diplomarbeit nicht möglich gewesen.**

**An dieser Stelle bedanke ich mich auch bei Martin, meinen FreundInnen und StudienkollegInnen, die den größten Beitrag zu einer sehr schönen Studienzeit geleistet haben.**

**Ein besonderer Dank gilt meinen Eltern, Greti und Oswald Plunger, die mich im Laufe meines Lebens immer in meinen Vorhaben unterstützt und mir meine Ausbildung ermöglicht haben. Danke, dass ihr mir stets zur Seite steht und mir zeigt, dass ihr Stolz auf mich seid. Außerdem bedanke ich mich bei meinen Geschwistern und meiner Oma, die immer für mich da sind.**

# Inhaltsverzeichnis

|           |                                                                              |           |
|-----------|------------------------------------------------------------------------------|-----------|
| <b>1.</b> | <b>Einleitung und theoretische Grundlagen</b>                                | <b>1</b>  |
| 1.1.      | Landwirtschaft und Wandel                                                    | 1         |
| 1.1.1.    | Von der Modernisierung zur Globalisierung                                    | 1         |
| 1.2.      | Notwendigkeit der kontinuierlichen Anpassung                                 | 2         |
| 1.3.      | Der landwirtschaftliche Betrieb als Einheit von Haushalt und Unternehmen     | 3         |
| 1.3.1.    | Entscheidungsprozesse auf bäuerlichen Familienbetrieben                      | 6         |
| 1.4.      | Adaptive Management und Resilienz                                            | 7         |
| 1.4.1.    | Adaptive Führung (adaptive management)                                       | 7         |
| 1.4.2.    | Sozial-ökologische Resilienz                                                 | 8         |
| 1.4.3.    | Faktoren zur Bildung von Resilienz                                           | 9         |
|           | 1.4.3.1. Lernen mit Wandel und Unsicherheiten umzugehen                      | 10        |
|           | 1.4.3.2. Bilden von Vielfalt und Redundanz zur Reorganisation und Erneuerung | 11        |
|           | 1.4.3.3. Kombinieren von verschiedenem Wissen                                | 11        |
|           | 1.4.3.4. Bilden von Möglichkeiten der Selbstorganisation und Kreuzkopplungen | 12        |
| 1.5.      | Zielsetzung der vorliegenden Studie                                          | 13        |
| <b>2.</b> | <b>Die Entwicklung der Landwirtschaft in Südtirol</b>                        | <b>14</b> |
| 2.1.      | Die Südtiroler Berglandwirtschaft von 1945-2009                              | 14        |
| 2.1.1.    | Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg: die Subsistenzwirtschaft                | 14        |
| 2.1.2.    | Die Gründung der EU: die Mechanisierung                                      | 14        |
| 2.1.3.    | Die 70er: die Intensivierung                                                 | 16        |
| 2.1.4.    | Die 80er und 90er Jahre: die ökokompatible Landwirtschaft                    | 17        |
| 2.1.5.    | Berglandwirtschaft heute                                                     | 18        |
| 2.2.      | Aktuelle Probleme und Zukunft der Berglandwirtschaft                         | 19        |
| <b>3.</b> | <b>Methode</b>                                                               | <b>20</b> |
| 3.1.      | Die qualitative Sozialforschung                                              | 20        |
| 3.1.1.    | Das Tiefeninterview                                                          | 20        |
| 3.1.2.    | Datenerhebung                                                                | 21        |
|           | 3.1.2.1. Auswahl des Sarntals                                                | 21        |
|           | 3.1.2.2. Auswahl und Vorstellung der InterviewpartnerInnen                   | 22        |
| 3.1.3.    | Auswertung und Analyse des qualitativen Interviews                           | 25        |
| 3.2.      | Das Untersuchungsgebiet Sarntal                                              | 25        |
| 3.3.      | Begriffserklärungen                                                          | 27        |
| <b>4.</b> | <b>Ergebnisse</b>                                                            | <b>29</b> |
| 4.1.      | Bewirtschaftungsstrategien                                                   | 29        |
| 4.1.1.    | Nebenerwerb                                                                  | 29        |

|           |                                                                     |           |
|-----------|---------------------------------------------------------------------|-----------|
| 4.1.2.    | Experimentieren und Neues wagen                                     | 31        |
| 4.1.3.    | Schrittweise Veränderungen um Risiken zu begrenzen                  | 33        |
| 4.1.4.    | Schuldenbegrenzung                                                  | 35        |
| 4.1.5.    | Ungewissheit der Ergebnisse akzeptieren                             | 36        |
| 4.1.6.    | Auf Entwicklungen zum richtigen Zeitpunkt reagieren                 | 39        |
| 4.1.7.    | Kooperationen                                                       | 40        |
| 4.1.8.    | Aufbau sozialer Netzwerke                                           | 43        |
| 4.1.9.    | Abschauen und anpassen                                              | 45        |
| 4.1.10.   | Diversität                                                          | 47        |
| 4.1.11.   | Flexibilität und Weltoffenheit                                      | 49        |
| 4.1.12.   | Kundenanpassung und Marktorientierung                               | 49        |
| 4.1.13.   | Synergien suchen                                                    | 51        |
| 4.2.      | Leitwerte der Bäuerinnen und Bauern                                 | 53        |
| 4.2.1.    | Arbeitsbelastung eingrenzen und Lebensqualität steigern             | 53        |
| 4.2.2.    | Festhalten an Traditionen, Idealismus                               | 56        |
| 4.2.3.    | Freiheit und Autonomie                                              | 58        |
| 4.2.4.    | Regionalität                                                        | 59        |
| 4.2.5.    | Freude und Genugtuung                                               | 60        |
| 4.2.6.    | Ausbildung                                                          | 62        |
| <b>5.</b> | <b>Diskussion</b>                                                   | <b>64</b> |
| 5.1.      | Lernen mit Wandel und Unsicherheiten umzugehen                      | 64        |
| 5.2.      | Bilden von Vielfalt und Redundanz zur Reorganisation und Erneuerung | 66        |
| 5.3.      | Kombinieren von verschiedenem Wissen                                | 67        |
| 5.4.      | Bilden von Möglichkeiten der Selbstorganisation und Kreuzkopplungen | 67        |
| 5.5.      | Autonomie und Traditionen                                           | 68        |
| <b>6.</b> | <b>Schlussfolgerungen</b>                                           | <b>69</b> |
| <b>7.</b> | <b>Literaturverzeichnis</b>                                         | <b>72</b> |
| <b>8.</b> | <b>Anhang</b>                                                       | <b>80</b> |

## **Abbildungsverzeichnis**

|                                                                        |    |
|------------------------------------------------------------------------|----|
| Abbildung 1: Rückgang landwirtschaftlicher Betriebe und Erwerbstätiger | 18 |
| Abbildung 2: Flächenverteilung im Sarntal                              | 26 |

## **Tabellenverzeichnis**

|                                                                                     |    |
|-------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Tabelle 1: Die Verteilung der Ackerflächen von 1956 bis 2000                        | 14 |
| Tabelle 2: Die Anzahl der Milchkühe von 1970 bis 2000                               | 17 |
| Tabelle 3: Landwirtschaftliche und nicht-landwirtschaftliche Aktivitäten im Sarntal | 66 |

## Kurzfassung der Arbeit

In den letzten Jahrzehnten haben sich die Rahmenbedingungen für die Landwirtschaft stark – und oft unvorhersehbar – geändert. Die Bäuerinnen und Bauern waren gefordert, ihren Betrieb an umfassende technische, strukturelle, politische, wirtschaftliche, ökologische und soziale Veränderungen anzupassen. Nur so konnten sie die Überlebensfähigkeit ihres Betriebes sichern. Wie landwirtschaftliche Betriebe ihre Flexibilität und Anpassungsfähigkeit wahren, ist kaum noch untersucht worden.

In dieser Diplomarbeit werden die Strategien der Sarner Bergbäuerinnen und Bergbauern identifiziert, die es ihnen ermöglicht haben, die Anpassungsfähigkeit ihres Betriebes zu sichern. Als theoretischer Rahmen wurde die Resilienztheorie gewählt. Diese hat vier Faktoren identifiziert, die ausschlaggebend sind, damit sozial-ökologische Systeme mit Schocks umgehen können: Lernen mit Wandel umzugehen, Vielfalt und Redundanz, Wissenskombination und Selbstorganisation.

Die empirischen Daten wurden mittels qualitativen Interviews von 12 LandwirtInnen erhoben und mittels zusammenfassender qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet. Die Ergebnisse zeigen, dass die Sarner Bergbäuerinnen und Bergbauern eine Vielfalt von Strategien kombinieren, so wie z.B. laufend zu experimentieren um neue Betriebszweige auszuprobieren, Veränderungen schrittweise vollziehen, die Schuldenhöhe begrenzen, Kooperationen eingehen, soziale Netzwerke pflegen, unterschiedliche Betriebszweige haben und Synergien zwischen den Betriebszweigen ausnutzen. Als Leitwerte bei der Entscheidungsfindung fungieren Traditionen, Autonomie, Idealismus, Freude an der Arbeit, Begrenzung der Arbeitsbelastung und regionale Verankerung. Die Herausforderung der LandwirtInnen besteht darin die einzelnen Strategien im Gleichgewicht zu halten. Diese Strategien und Leitwerte decken sich weitgehend mit den Faktoren, die zur Resilienzbildung identifiziert wurden. Das Resilienz-Konzept ist somit auf landwirtschaftliche Betriebe übertragbar.

## **Abstract**

In the last decades the agricultural sector has been subject to profound – and often unexpected – changes. Farmers thus had to adapt their farm to cope with technical, structural, political, economical, ecological and social changes. In this thesis, the strategies implemented by mountain farmers in the Sarentino Valley in South Tyrol were studied to identify how they ensured the flexibility and adaptability of their farm. The theoretical framework used for the study, is the resilience theory. The resilience of social-ecological systems is build through four factors: learning to live with uncertainty, nurturing diversity, combining different types of knowledge and self-organisation.

Empirical data was collected through interviews of 12 farmers, which were analysed using content analysis. The results show that the farmers in the Sarentino Valley combine a wide range of strategies, including on-going experimentation, implementing changes in a step-wise fashion, limit the debt level, engage in a diversity of on- and off-farm activities and cooperate with other farmers. Their decisions were guided by social norms and values, such as: idealism, upkeep of traditions, autonomy, limits to the workload. The key challenge for the farmers is to keep a balance between the diverse strategies. The strategies and values cover to a large extend the four factors identified to ensure the resilience of social-ecological systems, showing that resilience theory can be applied to farming.

# **1. Einleitung und theoretische Grundlagen**

## **1.1. Landwirtschaft und Wandel**

### **1.1.1. Von der Modernisierung zur Globalisierung**

Der Zeitraum nach 1950 ist gekennzeichnet durch den Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg, einer rasant fortschreitenden Entwicklung im industriell-technischen Bereich bis hin zur heutigen Kommunikations- und Dienstleistungsgesellschaft (KNÖBL et al. 1999, 133). Auch in der mitteleuropäischen Landwirtschaft, die sich aus der traditionellen Wirtschaftsweise der Selbstversorgung herausentwickelte und sich neuen Erfindungen und dem technischen Fortschritt anpasste, erfolgte ein großer Umbruch. Bis zum Ende der sechziger Jahre standen die Produktionssteigerung und die Steigerung der Ertragsfähigkeit der Felder im Mittelpunkt. Durch Rationalisierungsmaßnahmen, erhöhtem Einsatz produktionssteigernder Mittel (Pflanzenschutz- und Düngemittel, Hochertragssorten usw.), Bodenmeliorationen, Bewässerung und neue Maschinen und Geräte wurde die Produktionseffizienz erhöht (KNÖBL et al. 1999, 133; REISCH und KNECHT 1995, 16).

Im Zuge der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung wurden Produktionstechnik und Betriebsorganisation stark verändert und den jeweiligen Bedingungen angepasst. Der Fortschritt der Technik und Maschinen ermöglichte die Entfaltung der Produktivkräfte und stellte auch eine Zugkraft für einen strukturellen Wandel dar. Somit vollzogen sich auch in der landwirtschaftlichen Arbeitsorganisation Veränderungen: das Gesinde verließ den Hof, und die Arbeitskräfte reduzierten sich auf die Kernfamilie, das Betriebsleiterhepaar oder Einzelpersonen. Die Anzahl der Berufstätigen in der Landwirtschaft nahm drastisch ab (KNÖBL et al. 1999, 133; REISCH und KNECHT 1995, 16).

Mit der Entwicklung von einer Subsistenzwirtschaft hin zu einer marktorientierten Produktionswirtschaft haben die LandwirtInnen von einem Versorgungsdenken auf ein Erwerbsdenken umgestellt. Dabei lässt sich im Laufe der Entwicklung eine immer stärkere Marktintegration beobachten, die auch eine Änderung der Handlungsstrategien mit sich trägt. Während ein Teil der bäuerlichen Betriebe sich immer mehr den kapitalistischen Markterfordernissen anpasst, scheiden andere aus oder versu-

chen durch neue Strategien zu überleben (KNÖBL et al. 1999, 133; REISCH und KNECHT 1995, 16).

Neben den technischen und wirtschaftlichen Änderungen verändert sich auch der bäuerliche Lebens- und Arbeitsprozess. Alte Leitbilder verlieren ihre Bedeutung, herkömmliche Entscheidungsstrategien stellen sich als ungültig oder sogar kontraproduktiv heraus (KNÖBL et al. 1999, 2). Der große Wandel traditioneller Wert- und Normenvorstellungen hat einen nachhaltigen Einfluss auf das bäuerliche Verhalten und den bäuerlichen Lebensstil (KNÖBL et al. 1999, 182 ff).

In den letzten Jahren wurde der Wandel durch folgende Themen geprägt: Klimawandel, Preisschwankungen an den Agrarmärkten, Krankheits- oder Seuchenausbruch, die steigende Bedeutung der Umweltpolitik, das Problem der Arbeitskraftverfügbarkeit, die Globalisierung, der Bevölkerungszuwachs, ein Ernährungswandel und der Höhepunkt des Ölvorkommens.

## **1.2. Notwendigkeit der kontinuierlichen Anpassung**

Die reine Nahrungsmittelproduktionsfunktion der Landwirtschaft verlor spätestens mit dem Auftreten des agrarischen Überschusses an Bedeutung. Die LandwirtInnen müssen nun auf neue Strategien setzen. Pluriaktivität, Direktvermarktung und Urlaub auf dem Bauernhof sind neue Einkommensschienen, welche das Überleben vieler Betriebe sichern. Aufgrund dieser zusätzlichen Einkommensquellen kann das Bestehen des Betriebes und gleichzeitig auch des Kulturräumes garantiert werden.

Es treten neue Aufgaben wie Kulturlandschaftspflege, Pflege der Artenvielfalt, die Aufrechterhaltung der Besiedlung sowie sozialer und ökonomischer Aktivitäten und die Erhaltung der Böden und der Wasserqualität in den Vordergrund. Der Begriff der Multifunktionalität wird zunehmend mit Landwirtschaft verbunden (HOVORKA 1998, 25).

Eine Änderung vollzog sich außerdem in der Lebensmittelproduktion. Nicht mehr die Versorgungs-, sondern die Lebensmittelsicherheit steht nun im Mittelpunkt. Das Auftreten zahlreicher Lebensmittelskandale hat viele KonsumentInnen verunsichert und auch deren Einkaufsverhalten nachhaltig geprägt. Ein steigendes Umweltbewusstsein hat die Nachfrage nach Qualitätsprodukten und Produkten aus der biologischen Landwirtschaft maßgeblich erhöht (KNÖBL et al. 1999, 3).

Gleichzeitig werden die Produktionskosten immer höher und die landwirtschaftlichen Einkommen mit der zunehmenden Liberalisierung der Agrarmärkte durch die WTO und dem damit verbundenen Sinken der Agrarpreise, niedriger (DAX 1993, 2). Besonders deutlich ist dies derzeit am Milchmarkt zu beobachten. Aufgrund des ansteigenden Weltmarktangebotes und gleichzeitigem Nachfragerückgang näherten sich die Milchproduktpreise der Interventionsschwelle oder lagen sogar noch darunter. Mittlerweile wurden erhebliche Preisrückgänge beobachtet, und ein weiterer Preisverfall wird prognostiziert (EC 2009).

Durch diesen stetigen Wandel der Landwirtschaft und Reformen der Agrarpolitik sind bäuerliche Betriebe immer mehr gezwungen ihre Situation und Wirtschaftsweise zu überdenken. Sie müssen sich mit den Änderungen auseinandersetzen, neue Strategien entwickeln und Möglichkeiten entdecken, wenn sie weiterhin im Landwirtschaftsbereich arbeiten wollen. Dies ist auch mit einer einschneidenden Bewusstseins- und Identitätsänderung der LandwirtInnen verbunden (KIRNER und KRAMMER 2007, 17; KNÖBL et al. 1999, 187).

Mit der Entscheidung einen neuen Weg einzuschlagen, werden wieder neue Veränderungen mit sich gezogen. So muss oft die Betriebsstruktur mit Gebäuden, Flächen und Maschinen angepasst werden. Falls ein Betriebszweig verändert oder dazugenommen wird, ist dies wiederum mit neuer Wissensaneignung der Familienmitglieder verbunden. Um innovative Aktivitäten zu entwickeln und umzusetzen, braucht es auch einen gewissen Geschäftssinn (MILESTAD und HADATSCH 2003).

Wie Menschen auf durch Wandel gekennzeichnete Zeiträume reagieren und wie sich die Gesellschaft durch die Veränderungen neu organisiert, sind oft vernachlässigte und kaum beachtete Aspekte im herkömmlichen Ressourcenmanagement (GUNDERSON und HOLLING 2001).

### **1.3. Der landwirtschaftliche Betrieb als Einheit von Haushalt und Unternehmen**

In dieser Studie wird der Ansatz der Haushaltsstrategien angewendet. Haushalt und Unternehmen werden nicht, wie in den Wirtschaftswissenschaften üblich, getrennt voneinander betrachtet. Der Familienbetrieb bildet eine sozialökonomische Einheit, d.h. eine wirtschaftliche Einheit, die von der sozialen Einheit Familie getragen wird. Im Vergleich zu einer Personen- oder Kapitalgesellschaft, in der die TeilhaberInnen

vor allem am Profit des eingesetzten Kapitals interessiert sind, verbinden sich hier Betriebs- und Familieninteressen (REISCH und KNECHT 1995, 23).

Die Untersuchung von Familienbetrieben lässt verschiedene Betrachtungsweisen zu. Nach Planck und Ziche (1979) dienen Haushalt und Betrieb in erster Linie der Daseinssicherung der Familie, die ihrerseits für die Erhaltung des Betriebes Opfer zu bringen hat. Der Hof als Inbegriff dieses Systems ist sowohl Unterhaltsquelle als auch Lebensinhalt der Bauernfamilie (Six et al. 1998, 112). Die LandwirtInnen befinden sich in einer günstigen Unternehmerposition, da sie zusammen mit den Familienangehörigen bestimmen, welche Erträge die Familie aus dem Betrieb erhalten, welche Mittel sie entnehmen können und wie viel finanzielle Mittel und Arbeitskräfte zur Erreichung der Ziele von Nöten sind. Jede Bauernfamilie kann entscheiden ob der Betrieb im Haupt-, Neben- oder Zuerwerb geführt werden soll. Diese Entscheidung ist davon abhängig in welchem Ausmaß die Familie im Betrieb mitarbeitet und Finanzmittel für Investitionen zur Verfügung stellt (REISCH und KNECHT 1995, 23f).

Planck und Ziche (1979, 294ff) charakterisieren einen landwirtschaftlichen Familienbetrieb aus soziologischer Sicht durch eine Verknüpfung von Familienpositionen mit Rollen im Betrieb und umgekehrt. Aus ökonomischer Sicht wird der Familienbetrieb durch den Besitz an Produktionsmitteln, den fast ausschließlichen Einsatz von Familienarbeit und der Einheit von Betrieb und Haushalt definiert. Die Erreichung der beiden Ziele – Befriedigung der Bedürfnisse der Familie und ihrer Mitglieder und die Erhaltung des Familienbetriebes als sozioökonomisches System – stehen in ständiger Konkurrenz.

Gasson und Errington (1993, 18) definieren das „farm family business“ anhand von sechs Kriterien: (1) Besitz und Betriebsführung sind in der Hand natürlicher Personen; (2) Diese Personen sind durch Verwandtschaft oder Ehe miteinander liiert; (3) Die Familienmitglieder (inkl. des/r BetriebsleiterIn) stellen Kapital für das Unternehmen zur Verfügung; (4) Familienmitglieder und BetriebsleiterIn arbeiten am landwirtschaftlichen Betrieb; (5) Der Betrieb wird von Generation zu Generation übertragen; und (6) Die Inhaberfamilie lebt am landwirtschaftlichen Betrieb.

Bäuerliche Familienbetriebe sind Mehrgenerationen-Haushalte, weshalb es zur Überlappung der Lebensphasen der einzelnen Generationen kommt (Six et al. 1998, 112). Die Rollenverteilung in Familie und Betrieb ist demnach nicht statisch, sondern durchläuft eine Art „Lebenszyklus“ bzw. bestimmte Entwicklungsstufen, die im Normalfall wie folgend skizziert werden können: Heirat (Gründungsphase), Geburt von Kindern (Aufbauphase), Erziehung der Kinder (Stabilisierungsphase),

Kinder treffen berufliche Entscheidung und gehen aus dem Haus (Abbauphase), die Restfamilie bleibt, bis der Tod das Paar scheidet und schließlich auch der/die Alleinstehende sein/ihr Leben beendet (Auslaufphase) (KUSEMANN 2003, 13ff; ÖIR 1998, 101; SIX et al. 1998, 113).

So ändert sich im Laufe der Zeit Zusammensetzung und Umfang der Familie und damit auch Versorgungsansprüche und Leistungsfähigkeit. Dieser Ablauf wiederholt sich von Generation zu Generation. Im Lebenszyklus einer Bauernfamilie wechseln sich somit Perioden des wirtschaftlichen Aufschwungs mit Perioden wirtschaftlicher Bedrängnis ab (ÖIR 1998, 130). Um sich daran anzupassen, können die LandwirtInnen ihr Betriebsprogramm im Laufe der Zeit ändern (REISCH und KNECHT 1995, 24). Diese Veränderungen bedingen eine hohe Anpassungsfähigkeit der landwirtschaftlichen Familienbetriebe und beeinflussen auch die Beziehungen der Mitglieder untereinander. Sollte es der Familie nicht gelingen die innerfamiliären Strukturänderungen zu bewältigen, wird dies die Existenz des Betriebes gefährden. Besondere Herausforderungen in der Weiterentwicklung des landwirtschaftlichen Familienbetriebes stellen die Familiengründung der HofnachfolgerInnen und der Generations- und Führungswechsel dar (KUSEMANN 2003, 18ff).

Autoren geben unterschiedliche Gründe für die Überlebensfähigkeit von landwirtschaftlichen Familienbetrieben an. Goodman und Redclift (zt. VOGEL und WIESINGER 2003) argumentieren, dass die Persistenz auf die Einschränkungen der kapitalistischen Produktionsbedingungen und auf die natürlichen Einflüsse, wie beispielsweise Witterung, Wachstum usw., die sich auf den agrarischen Produktionsprozess auswirken, zurückzuführen sind. Hennon und Hildebrand (2005) definieren zwei Motive wieso sich Bäuerinnen und Bauern dem Modernisierungsprozess entgegensetzen und sich weiterhin Risiken und Hürden aussetzen. Erstens, ist das Betreiben von Landwirtschaft in einem Familienbetrieb im Vergleich zu anderen Lebens- und Arbeitsarten eine Lebensart, die als konkurrenzfähig anzusehen und unter Umständen auch vorzuziehen ist. Zweitens ist Besitz unter Vorbehalt aufzugeben, da der Betrieb auch die Geschichte der Familie widerspiegelt.

Die Stärke von Familienbetrieben kann in einem Wort zusammengefasst werden: Flexibilität. Diese ermöglicht in bestimmten Situationen zu überleben, die Nicht-Familienbetriebe nicht meistern könnten. Ein Familienbetrieb ist somit widerstandsfähiger als man früher angenommen hatte, allerdings muss er in der Lage sein sich immer wieder neu zu definieren und auf Probleme aus der Umwelt zu reagieren (GASSON und ERRINGTON 1993, 240).

Mangelnde Produktivität und sinkende Rentabilität, sowohl menschliche als auch soziale Probleme durch den Einpersonenbetrieb, stellen Hürden zum Weiterbestehen des Familienbetriebes dar (REISCH und KNECHT 1995, 24). Durch eine zunehmende Notwendigkeit zu Kooperationen in der Anschaffung und Verwendung teurer Maschinen und einer begrenzten Wachstumsmöglichkeit wegen Knappheit landwirtschaftlichen Grundes und Übersättigung der Märkte, können sich Probleme ergeben. Einerseits sind die hohe Arbeitsbelastung und die starke Bindung der Arbeitskräfte an den Betrieb, gleichzeitig aber auch eine nur begrenzt erforderliche Anzahl an Arbeitskräften zu erwähnen. Die größten Schwierigkeiten entstehen durch den möglichen Ausfall der BetriebsleiterInnen und einer nicht gesicherten Betriebsnachfolge (REISCH und KNECHT 1995, 24f; ÖIR 1998, 130f).

Trotz starker Unterschiede zwischen Struktur, Spezialisierungen und Einkommen haben die LandwirtInnen in Familienbetrieben Gemeinsamkeiten, die sich auf Wert-, Orientierungs- und Handlungsmuster beziehen. Zu nennen sind hier die Bedeutung des landwirtschaftlichen Erfahrungswissens, die Erfahrung in der Nutzung der Natur und die sozialen Beziehungen, die sich in der Familienlandwirtschaft stärker über die Arbeit definieren als in anderen Berufen (VOGEL und WIESINGER 2003).

### **1.3.1. Entscheidungsprozesse auf bäuerlichen Familienbetrieben**

Familienunternehmen sind bisher wenig erforscht, was erstaunlich ist, wenn man berücksichtigt, dass rund 98% der landwirtschaftlichen Unternehmen in der EU von Familienarbeitskräften bewirtschaftet werden (KUSEMANN 2003, 6). Die Prinzipien und Kriterien der Entscheidungsfindung in Familien unterscheiden sich von denen eines Unternehmens aufgrund der unterschiedlichen Ziel- bzw. Prioritätensetzung. Welche Auswirkungen eine Entscheidung auf die Beziehung der Beteiligten haben können, muss in der Familie genauestens berücksichtigt werden. Durch die Verknüpfung der Kontexte kann es in einem Familienbetrieb schwierig sein eine Lösung zu finden, die sowohl den Kriterien der „ökonomischen Richtigkeit“ unternehmerischer Entscheidungen, als auch den familialen Prioritäten entsprechen (KUSEMANN 2003, 11).

Die erwerbswirtschaftlichen Entscheidungen im Familienbetrieb werden je nach Maßgabe der drei Komponenten Familie, Betrieb und regionalwirtschaftliches Umfeld innerhalb dieses Systemkomplexes getroffen. Auf der Haushaltesebene wird die Entscheidungssituation durch endogene Faktoren (z.B. Anzahl, Alter und Ausbildung der Familienmitglieder) und auf betriebs- und regionalwirtschaftlicher Ebene

durch exogene Faktoren beeinflusst (z.B. regionale Standort-, Struktur-, - und Absatzbedingungen, Agrarpolitik, regionale Wirtschaft/Arbeitsmarkt) (ÖIR 1998, 119f).

Verschiedene Autoren befassten sich mit dem Thema Haushaltsstrategien. Dies wird von Wallace (2002) zusammengefasst: Das Konzept von Oakley (1974) und Allen et al. (1986) wird verwendet um zu verdeutlichen, dass Haushalte ihre Umgebung formen anstatt nur von ihr geformt zu werden. Gershuny und Pahl (1979) betonen, dass Haushaltsstrategien im Kontext des allgemeinen sozialen Wandels gesehen werden sollten. Anderson et al. (1994) und McCrone (1994) sind der Meinung, dass nur wohlhabende Haushalte Strategien haben. Nur sie haben die Kontrolle über die Ressourcen und sind daher im Stande Entscheidungen zu treffen und Strategien zu planen.

Nach Wallace (2002) können Haushaltsstrategien je nach gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verschiedene Bedeutungen haben: in relativ stabilen Gesellschaften sind sie unbedeutender, da andere Formen von sozialer und ökonomischer Reproduktion dominieren. In unstabilen Gesellschaften und wenn traditionelle Formen sozialer und ökonomischer Absicherung zusammenbrechen, können sie an Bedeutung gewinnen.

## **1.4. Adaptive Management und Resilienz**

### **1.4.1. Adaptive Führung (adaptive management)**

Das Ziel der adaptiven Führung (adaptive management) (GUNDERSON et al. 1995) ist es Entwicklungen frühzeitig zu erkennen und den Betrieb strategisch danach auszurichten. Dieser Ansatz sieht daher ein experimentelles Lernen und Lösungsansätze, die schrittweise erlernt werden, als Ziel führend an. Die Folgen jeder Entscheidung werden beobachtet und durch Rückkoppelung vor der nächsten Entscheidung berücksichtigt. Auch bei Unsicherheiten ist ein zu vorsichtiges Vorgehen nicht angebracht, weil es Innovationen beeinträchtigt. Deshalb sollen Unsicherheiten bewusst wahrgenommen und gelernt werden damit umzugehen (BERKES und FOLKE 1998b, 10).

Die adaptive Führung geht davon aus, dass die Zukunft nicht durch mathematische Modelle vorhersehbar ist und dass eine Vielzahl von Zugängen zur Problemlösung angewendet werden sollen (DARNHOFER 2005). Sie wendet das Management als ein

Werkzeug an, um das System zu ändern, aber gleichzeitig auch um über das System zu lernen (RESILIENCE ALLIANCE 2008).

#### **1.4.2. Sozial-ökologische Resilienz**

Gunderson und Holling (2001, 50) definieren Resilienz als die Fähigkeit eines Systems Störungen zu überwinden und sich neu zu organisieren und gleichzeitig die Funktionsfähigkeit, Struktur, Identität und Kontrolle aufrecht zu erhalten. Das Konzept wurde in der Ökologie entwickelt (HOLLING 1973). Die Resilienz natürlicher Systeme kann durch verschiedenste Faktoren beeinflusst werden, so z.B. durch Verlust an Biodiversität, Schadstoffbelastungen, Unterstützungen, die eine nicht nachhaltige Ressourcennutzung fördern, Verlust an Redundanz.

Studien der Resilienz wurden auf sozial-ökologische Systeme erweitert, da der Einfluss des Menschen auf die Ökosysteme nicht länger vernachlässigt werden konnte. Soziale und ökologische Systeme sind von einander abhängig, und beide sind dynamisch und komplex (HOLLING 2001). Der Mensch muss diese Dynamik und Komplexität verstehen um ein Ökosystem für eigene Interessen, z.B. um Nahrung zu erzeugen, zu leiten (BERKES und FOLKE 1998a).

Das Konzept der Resilienz geht von Komplexen Adaptiven Systemen aus und sieht demnach keine Möglichkeit zur präzisen Zukunftsvorhersage vor. Ein resilientes System muss daher fähig sein mit Ereignissen umzugehen, in welcher unerwarteten Form sie auch auftreten mögen (HOLLING 1973). In einer Welt, die gekennzeichnet ist durch raschen soziologischen und ökologischen Wandel, ist diese Fähigkeit sehr wichtig. Durch die Abwendung von Stabilität und Zielvorlegungen werden Dynamik und Entwicklungsfähigkeit in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt (DARNHOFER 2005).

Damit ein sozial-ökologisches System als resilient bezeichnet werden kann, muss es folgende Eigenschaften aufweisen: Pufferfähigkeit, Selbstorganisation, Lern- und Anpassungsfähigkeit (CARPENTER et. al. 2001).

Unter Pufferfähigkeit versteht man die Fähigkeit sich aktiv an Änderungen anzupassen bei gleichzeitiger Systemerhaltung. Sie hängt von der Struktur des Betriebes ab und bestimmt daher die Anzahl an möglichen zukünftigen Optionen (HOLLING 2001; DARNHOFER 2005). Flexibilität und eine Vielfalt an Aktivitäten sind in der Lage Risiko zu verteilen und Puffer zu schaffen (DARNHOFER 2005). Pufferkapazität kann auch durch die Aufrechterhaltung von Traditionen, lokalen Institutionen und Organisatio-

nen zur Beibehaltung traditioneller landwirtschaftlicher Praktiken geschaffen werden (MILESTAD und HADATSCH 2003).

Die Selbstorganisation ist die Fähigkeit von Betrieben flexible Netzwerke zu bilden, die ihre sozialen, ökonomischen und institutionellen Umfeldler involvieren. Gegenseitiger Austausch zwischen den Beteiligten erhöht das Vertrauen und ermöglicht Kooperationen (MILESTAD 2003, 35). Die Flexibilität bei Problemlösungen und ein Machtgleichgewicht zwischen den Interessensgruppen werden durch gemeinsame Diskussionen und Beratschlagungen innerhalb der Netzwerke gefördert (DARNHOFER 2005). Zudem wird die Eigenständigkeit der Betriebe erhöht, da die Abhängigkeit von externen Systemen wie Fachwissen, Information und auch Betriebsmitteln reduziert werden (DARNHOFER und MILESTAD 2003). Einen selbst bestimmten Weg einzuschlagen, innere Strukturen zu bestimmen und bei Bedarf auch wieder zu ändern, wird den Betrieben somit ermöglicht (DARNHOFER 2005).

Die Fähigkeit der BetriebsleiterInnen zu lernen, kann als Anpassungsfähigkeit bezeichnet werden (DARNHOFER und MILESTAD 2003). Lernen heißt Fehler erkennen, Erfolge sichern und weitere Anpassungen fördern (COLLINSON und LIGHTFOOT 2000). Im Wesentlichen geht es um das Vermögen der LandwirtInnen zu beobachten und Rückmeldungen aus dem Betrieb sowie der betrieblichen Umgebung immer wieder neu zu integrieren und die Betriebsführung danach anzupassen (DARNHOFER 2005).

#### **1.4.3. Faktoren zur Bildung von Resilienz**

Obwohl das Konzept der Resilienz bis jetzt selten auf die Landwirtschaft angewendet wurde, weist die Literatur über Agrarsysteme und -ökologie viele Gemeinsamkeiten mit der Theorie auf. Landwirtschaftliche Betriebe können z.B. als Lernsysteme in ständiger Co-Evolution mit deren Umfeld gesehen werden (MILESTAD 2003; DARNHOFER et al. 2008). Insgesamt ist der landwirtschaftliche Betrieb mehr als die meisten anderen sozial-ökologischen Systeme der Dominanz des Menschen unterworfen, weshalb die soziale Komponente eine Schlüsselrolle in der Resilienz-Bildung darstellt (DARNHOFER et al. 2008).

Das Ziel eines landwirtschaftlichen Betriebes ist es nachhaltig zu sein und zu überleben, d.h. im Zuge von internem Wandel und externen Störungen seine Identität zu bewahren. Die Funktionen eines Betriebes müssen erhalten, aber Komponenten können ausgetauscht werden (Wechsel von Kuh- zu Schweinehaltung, Umstellung

auf Bio), da eine Änderung an Komponenten bzw. Aktivitäten kein Verlust an Identität darstellt, sondern ein Maß an Neugestaltung.

Folke et. al. (2003) identifizieren vier Faktoren zur Resilienz-Bildung in einem sozial-ökologischen System: Lernen mit Wandel und Unsicherheiten umzugehen, Bilden von Vielfältigkeit zur Reorganisation und Erneuerung, Kombinieren von verschiedenem Wissen und Bilden von Möglichkeiten der Selbstorganisation und Kreuzkoppelung. Diese Faktoren wurden u.a. von Moller (2008) auf die Landwirtschaft bezogen betrachtet, und werden folgend erläutert.

#### 1.4.3.1. Lernen mit Wandel und Unsicherheiten umzugehen

Eine positive Einstellung, Zuversicht und Optimismus gehören zum LandwirtIn-sein dazu. Deshalb müssen LandwirtInnen lernen mit Unsicherheiten zu leben, sie anzuerkennen und Überraschungen zu erwarten. Sie müssen sich anpassen, dabei aber immer eine Ruhe bewahren, vorsichtig sein, Fehler zugeben und aus ihnen lernen. Die Bildung von Wirtschafts-, Sozial- und Naturkapital ermöglicht den LandwirtInnen zu lernen und Umstellungen zu vollziehen (MOLLER 2008).

Die LandwirtInnen müssen immer das volle Repertoire ihrer Möglichkeiten sehen und oft auch an das Udenkbare denken. Ist eine Veränderung geplant, muss diese zum richtigen Zeitpunkt gemacht werden, da besonders günstige Rahmenbedingungen meistens nur für einen gewissen Zeitraum bestehen bleiben. Das Bescheid Wissen über Trends und Entwicklungen ist deshalb sehr wichtig. Die adaptive Führung und das Experimentieren erlauben flexibel auf Risiken am Betrieb einzugehen und können dabei helfen, schnell auf Trends zu reagieren und Änderungen am Betrieb zu vollziehen (MOLLER 2008).

Die adaptive Führung kann auf der landwirtschaftlichen Betriebsebene ähnlich sein wie ‚Bricolage‘ (Heimwerkerei). Bricolage verwendet vorhandene und den LandwirtInnen bekannte Ressourcen, z.B. Werkzeuge, Materialien und Netzwerke, um ohne risikoreiche Investitionen neue Strukturen, Formen und Möglichkeiten zu schaffen und Nischen zu besetzen. Eine solche Strategie erfordert Flexibilität und Wandlungsfähigkeit, weshalb der landwirtschaftliche Betrieb auf den Prinzipien der Modularität (Bausteinprinzip) und der Redundanz (Vorhandensein funktional gleicher oder vergleichbarer Ressourcen) basieren sollte. Die Modularität besagt, dass die Ressourcen auf verschiedenste Weisen kombiniert werden können (DARNHOFER et al. 2008; BOUNCKEN 2000).

#### 1.4.3.2. Bilden von Vielfalt und Redundanz zur Reorganisation und Erneuerung

Der Begriff Vielfalt bezieht sich in der Landwirtschaft auf ökologische (Artenvielfalt), soziale (verschiedene Arbeitskräfte) und wirtschaftliche (Einkommensvielfalt) Aspekte (DARNHOFER et al. 2008). Vielfalt erhält und fördert die Lern- und Anpassungsfähigkeit und die Fähigkeit, ein System neu zu organisieren, sodass ein plötzlicher und unerwarteter Wandel ohne Kollaps bewältigt werden kann (MILESTAD 2003, 37).

Unter Redundanz versteht man, dass übrige Ressourcen und Kapazitäten verfügbar sind, um bei sich wandelnden Bedingungen Investitionen in neue attraktive Optionen zu ermöglichen und von einer Aktivität zur nächsten zu wechseln (DARNHOFER et al. 2008). Deswegen sollten nicht alle Ressourcen gebunden werden. Die LandwirtInnen müssen verhindern in die Effizienz- und Optimalitätsfalle zu tappen. Besonders wichtig ist es, von wenigen Ressourcen, Liefereranten oder Händlern nicht übermäßig abhängig zu werden. Dabei sollten hohe Schulden und eine zu starke vertikale Integration vermieden werden, da diese abhängig machen (MOLLER 2008).

Durch Diversität, Redundanz, Modularität, Adaptive Management und Bricolage wird Flexibilität am Betrieb gebildet (MOLLER 2008). Flexibilität ermöglicht, sich an neue Herausforderungen und Möglichkeiten anzupassen. Ein Betrieb, der experimentiert und versucht landwirtschaftliche Systeme zu entwickeln, die den Bedürfnissen familiärer wie auch klimatischer Veränderungen gerecht werden, kann als flexibel bezeichnet werden (COLLINSON und LIGHTFOOT 2000). Anstatt die Schwächen zu kompensieren, sollten die Stärken ausgebaut werden, indem die LandwirtInnen das, was sie selbst kontrollieren können, die Betriebsorganisation, verbessern (MOLLER 2008). Ist der Betrieb auch im Stande, zwischen verschiedenen Strategien im Bereich Funktionalität (Lebensmittelproduktion vs. Tourismus) und Struktur (Kuh vs. Schwein) zu wechseln, kann die Anpassungsfähigkeit an neue Bedingungen gesichert werden (DARNHOFER et al. 2008).

Der Nachteil von Redundanz und Vielfalt ist, dass beide Strategien Ressourcen binden, die gegenwärtig nicht genutzt werden können, um von gegebenen Marktmöglichkeiten zu profitieren und dadurch die Betriebseffizienz reduzieren (DARNHOFER et al. 2008).

#### 1.4.3.3. Kombinieren von verschiedenem Wissen

Verschiedene Studien (WALKER und ABEL 2002, CARPENTER et al. 2001, HOLLING 2002) belegen, dass man bei der Resilienz-Messung eines Systems ein Hauptaugenmerk auf sich langsam verändernde Variablen legen sollte, da Resilienz oft von

Faktoren abhängt, deren Auswirkungen sich erst bei einer Betrachtung über einen längeren Zeitraum herausstellen (CARPENTER et al. 2001).

Von sich langsam ändernden Variablen zu lernen dauert aber sehr lange und deren Wandel ist oft schwer erkennbar oder gar zu komplex. Lokales Wissen ist oft der Schlüssel zur Lösung dieses Problems. Die LandwirtInnen müssen deshalb verschiedene Formen des Wissens wie Theorie, Praxis, Wissenschaft und Tradition verbinden und integrieren (DARNHOFER et al. 2008; MOLLER 2008).

Auch die Bandbreite an genutzten Informationsquellen und Rückmeldungen des Systems hat eine große Bedeutung. Das Verstehen der Rückmeldungen und Zusammenhänge sind von großem Interesse. Beim Entscheidungsfindungsprozess und bei der Überprüfung, ob ein Management erfolgreich ist oder nicht, müssen ökonomische, soziale (Familie, Sozialkapital, Marktpartner) und ökologische Indikatoren verwendet werden. Außerdem müssen die LandwirtInnen diese Informationen verarbeiten und umsetzen und eher auf Integration als auf Reduktionismus setzen (DARNHOFER et al. 2008, MOLLER 2008).

#### 1.4.3.4. Bilden von Möglichkeiten der Selbstorganisation und Kreuzkopplungen

Das Ausmaß an Selbstorganisation kann insofern durch die Einstellung der LandwirtInnen beeinflusst werden, als dass sie externen Wandel entweder einfach passiv hinnehmen oder sich über die Auswirkungen von selbst vollzogenen Aktionen oder getroffenen Entscheidungen und daraus resultierenden Geschehnissen bewusst sind (DARNHOFER et al. 2008).

Durch die Errichtung von Sozialkapital und durch den Aufbau von Verbindungen können weitreichende, verlässliche Informationen beschafft werden. Die Interessensvertreter sind die nächste Ebene um Abwehr zu leisten und Möglichkeiten durchzusetzen. Dann folgen lokale bzw. regionale PolitikerInnen und die nationale Ebene der Politik treibenden. Die LandwirtInnen müssen sich involvieren, sich gegenseitig unterstützen und auch beeinflussen, sowie Kreuzkopplungen bilden (MOLLER 2008).

Kreuzkopplungen sind Schlüsselbereiche in westlichen landwirtschaftlichen Betrieben, nicht zuletzt weil sie einer starken Abhängigkeit unterworfen sind. Diese Abhängigkeit bezieht sich z.B. auf Rohöl und daraus gewonnenen Produkten und auf Inputs (z.B. Tierfutter), die an fernen Standorten produziert werden. Auf lokaler und regionaler Ebene sind die Bäuerinnen und Bauern untereinander wegen dieser Abhängigkeit gut organisiert. Ein Faktor, der Resilienz beeinflussen kann, wäre das

„gesunde“ Gleichgewicht zwischen externen Institutionen (Banken, Lieferanten, Händler) und Autonomie. Auch wenn volle Unabhängigkeit sozial nicht erwünscht ist, kann die Resilienz eines landwirtschaftlichen Betriebes auf eine starke Abhängigkeit von wenigen externen Organisationen reduziert werden (DARNHOFER et al. 2008).

## **1.5. Zielsetzung der vorliegenden Studie**

In den letzten Jahrzehnten erfuhr die Landwirtschaft einen starken Wandel. Die Bäuerinnen und Bauern waren gefordert eine umfassende Anpassung an technische, strukturelle, politische, wirtschaftliche, ökologische und soziale Veränderungen zu vollziehen. Um zu bestehen, müssen die landwirtschaftlichen Betriebe dem ständigen Wandel und unerwarteten Ereignissen gewachsen sein, d.h. resilient sein. Resilienz wird durch Anpassungs- und Lernfähigkeit, Pufferfähigkeit und Selbstorganisation erreicht.

Daher stellt sich die Frage, welche Faktoren bzw. Strategien es einem Betrieb ermöglichen, trotz der laufenden Änderungen, zu überleben. Es gilt herauszufinden auf welcher Entscheidungsgrundlage die Bäuerinnen und Bauern in der Vergangenheit ihre Entscheidungen getroffen haben. Mit anderen Worten: Wie planen LandwirtInnen bei einem sich schnell ändernden Umfeld? Wie entscheiden sie sich für eine Investition, ohne sicher zu sein ob sie die richtige Entscheidung getroffen haben, bzw. ob die neue Investition zu den erwünschten Ergebnissen führt? Diese Herausforderungen sind eng damit verbunden, wie es die bäuerlichen Familien schaffen flexibel zu sein und anpassungsfähig zu bleiben.

Das Ziel meiner Arbeit ist es, anhand einer Fallstudie im Sarntal, Faustregeln zu identifizieren, wie Bäuerinnen und Bauern die Resilienz ihrer Betriebe sichern, damit sie sich immer wieder an sich ändernde Bedingungen anpassen können. Es sollen eine Reihe von Schlüsselfaktoren, die die Resilienz der landwirtschaftlichen Betriebe beeinflussen, erkannt, und die Mechanismen, Prozesse und Eigenschaften, die einem Betrieb ein erfolgreiches Management garantieren, identifiziert werden. Wie schaffen es die Bauern und Bäuerinnen eine geeignete Kombination an Tätigkeiten zu finden, die gleichzeitig zukunftsorientiert und innovativ ist, die Familienbedürfnisse erfüllt, und Freude macht?

## **2. Die Entwicklung der Landwirtschaft in Südtirol**

### **2.1. Die Südtiroler Berglandwirtschaft von 1945-2009**

Die Überlebens- und Anpassungsfähigkeit der Südtiroler Bergbäuerinnen und Bergbauern wurde immer wieder auf die Probe gestellt, z.B. durch Naturkatastrophen und durch wirtschaftliche und soziale Umbrüche. Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebt Mitteleuropa durch das „Wirtschaftswunder“ einen bedeutenden Strukturwandel, mit dem periphere Gebiete nicht in der Lage sind mitzuhalten. In der Landwirtschaft gehen verschiedenste Veränderungen vor sich, die folgend zusammengefasst werden.

#### **2.1.1. Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg: die Subsistenzwirtschaft**

Die Bergbäuerinnen und Bergbauern sind in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg mehr oder weniger reine Selbstversorger. Alles, was sie zum Leben brauchen (außer Salz und Zucker) können sie am Hof erzeugen. Die Kühe geben Frischmilch, die zu Butter und Käse weiterverarbeitet werden. Die Ochsen werden als Zugtiere und für die Mast gehalten. Zu dieser Zeit wird noch sehr wenig für den Markt produziert. Auf jedem größeren Hof sind mehrere Knechte und Dirnen, die die Arbeit erledigen, vertreten. Es herrschen viel Handarbeit und eine Ausrichtung auf Viehwirtschaft und Ackerbau vor. Der Anbau verteilt sich zu zwei Dritteln auf Getreide und zu einem Drittel auf Saatkartoffeln, Feldfutter (Luzerne und Klee) und andere Feldfrüchte. Die traditionelle Getreidesorte Roggen, die für die Brotherstellung und als Schrot zur Futterzugabe für das Vieh diente, nimmt 1953 die Hälfte der Anbauflächen ein (STOCKER und UNTERSULZNER 2008; PICHLER 2005, 11ff; DURNWALDER 1986).

Im Jahre 1951 sind 62.366 Personen in der Land- und Forstwirtschaft tätig. Die landwirtschaftlichen ArbeiterInnen nehmen einen Anteil von knapp 30 % der Bevölkerung ein, was einem Durchschnitt von 2,1 Erwerbstätigen pro landwirtschaftlichen Betrieb entspricht (WEITSCHKE 1967, 19).

#### **2.1.2. Die Gründung der EU: die Mechanisierung**

Durch die Gründung der EU 1956 und die damit verbundenen neuen politischen und wirtschaftlichen Bedingungen, ändert sich die Bodennutzungsart stark. Aufgrund der unrentablen Mechanisierung der kleinen und hanggeneigten Anbauflächen, vermindert sich der Getreideanbau (siehe Tabelle 1). Im Vergleich dazu nimmt der Anteil

der Dauerwiesen stark zu (WEITSCHKE 1967, 56). Diese Umstellung von Acker- zu Grünland erfolgt einerseits, weil der Getreide- und Futtermittelzukauf stets billiger und weniger aufwendig wird, und andererseits um die Rinderanzahl erhöhen zu können (PICHLER 2005, 17).

**Tabelle 1: Die Verteilung der Ackerflächen von 1953 bis 2000**

| Jahr             | 1953   | 1961   | 1970   | 1982  | 1990  | 2000  |
|------------------|--------|--------|--------|-------|-------|-------|
| Ackerfläche (ha) | 32.833 | 24.608 | 13.244 | 7.326 | 5.265 | 3.752 |

Quelle: Landwirtschaftszählung 1970, Sander 1972, Agrar- und Forstbericht 1983, Autonome Provinz Bozen – Südtirol 2000

Als Südtiroler Bäuerinnen und Bauern im Jahre 1962 über die wirtschaftliche Lage ihres Berufsstandes befragt wurden, war die häufigste Antwort (52 %) „mittelmäßig bis schlecht“. Ein Großteil der Befragten erhoffte sich eine Verbesserung ihrer sozioökonomischen Situation durch eine Produktivitätssteigerung, d.h. Rationalisierung auf eine oder wenige Wirtschaftsformen, Betriebsvergrößerungen und Mechanisierung der Arbeit (PICHLER 2005, 19; SANDER 1972, 9).

Anfang der 60er Jahre beginnen landwirtschaftliche ArbeiterInnen vermehrt in Dörfern und Städte zu ziehen. Die Anzahl der Beschäftigten sinkt in den Jahren 1960-1969 um 11.200 Personen auf 37.000 (SANDER 1972, 38). Die Gründe dafür liegen größtenteils im Staatsgesetz von 1957, das Klein- und Mittelindustrien eine 10-jährige direkte Steuerbefreiung bei Ansiedlung in kleineren, zentralen Orten, gewährte (WEITSCHKE 1967, 258). Neben der Landwirtschaft ergeben sich somit auch andere Arbeitsplätze, die eine größere Freiheit bieten, und deren Lohn deutlich über dem aus der Landwirtschaft liegt. Das landwirtschaftliche Lohnniveau beträgt zu jener Zeit 48 % des gewerblichen Lohnniveaus (WEITSCHKE 1967, 127). Auch der qualitativ und quantitativ ansteigende Fremdenverkehr zieht viele landwirtschaftliche Arbeitskräfte aus den Berggebieten ab (WEITSCHKE 1967, 111).

Die Mechanisierung in der Landwirtschaft fand Mitte der 50er Jahre innerhalb einer kurzen Zeit statt. Die LandwirtInnen mussten sich den neuen Anforderungen anpassen und wurden somit zum Ankauf von Maschinen ermutigt. Nicht nur der Mangel an Arbeitskräften, auch die notwendige Pflege der Kulturen und die termingerecht durchzuführende Erntearbeit waren die Hauptgründe für die Mechanisierung der Betriebe (STIMAMIGLIO und ENDRIZZI 1973, 3). Außerdem wurde sie durch die finanzielle Unterstützung der Behörden durch die Einführung des 1. und 2. Grünen Plans vorangetrieben (SANDER 1972, 83). Mit den Förderungen und Anreizen für Beregnungsanlagen, Güllegruben und Maschinen geraten viele Bäuerinnen und Bauern

jedoch in die Schuldenfalle und sind z. T. übermechanisiert ohne voll mechanisiert zu sein (WEITSCHKE 1967, 130).

In der Viehwirtschaft kommt es zu einigen Fortschritten, zum einen durch die Umstellung von Nichtrassen- zu Rassenvieh und zum anderen durch die Verbreitung der künstlichen Besamung. Dies hat zur Folge, dass erstens die Bestände zunehmen – 1960 wurden schon 120.000 Rinder gezählt – und zweitens die Milchproduktion ansteigt (STOCKER und UNTERSULZNER 2008; DURNWALDER 1986, 272).

### **2.1.3. Die 70er: die Intensivierung**

In den 70er Jahren haben die Bäuerinnen und Bauern schon doppelt oder dreimal soviel Vieh im Stall stehen als noch vor 10 bzw. 20 Jahren (AUTONOME PROVINZ BOZEN – SÜDTIROL 2000). Die wachsenden Milchliefermengen bedurften einer Vermarktung der Milchprodukte. 1954 arbeiten noch 54 Sennereien in Südtirol, die aber bis 1971 durch Fusionen auf 14 schrumpften (STOCKER und UNTERSULZNER 2008). Die genossenschaftliche Milchvermarktung galt als großer Fortschritt und erleichterte den Bäuerinnen und Bauern ihre Arbeit. Erstmals ist es für sie möglich ein regelmäßiges Einkommen zu verbuchen (DURNWALDER 1986, 272).

Um das bestmögliche aus seinen Flächen herauszuholen, werden Grünlandmeliorationen, Planierungen und Entsumpfungen der Böden durchgeführt und Hecken, Flurgehölze und Feldmauern entfernt. Wirtschaftsgebäude werden vergrößert um Arbeitsgänge zu erleichtern und Wohngebäude werden ausgebaut (LANG 1986). Durch Kunstdünger-, Kraftfutter- und Heuzukauf findet eine Intensivierung der Viehwirtschaft statt (DURNWALDER 1986).

Die sich im Wandel befindenden gesetzlichen und wirtschaftlichen Bedingungen Anfang der 70er Jahre, bringen eine große Entwicklung in der Südtiroler Berglandwirtschaft mit sich (MESSNER 1994, 19). Die europäische Agrarpolitik, die bis zum Beginn der 70er Jahre eine reine Produktionssteigerung zum Ziel hatte, hatte eine Überproduktion und einen Preisverfall landwirtschaftlicher Produkte zur Folge. Die Bäuerinnen und Bauern in Berggebieten sind unter Druck ihre Klein- und Mittelbetriebe extensivieren bzw. aufzulassen, was sich wiederum auf die Kultur- und Naturlandschaft ausgewirkt hätte (PICHLER 2005, 24). Deshalb hat die Südtiroler Landesregierung bereits im Jahre 1970 mit einigen Gesetzen zum Erhalt der Landwirtschaft in den Bergregionen reagiert (HOLZER 1974, 57ff).

Schon in dieser Zeit entwickeln sich die Ziele der Agrarpolitik hin zu einer Substitution von menschlicher Arbeit durch Mechanisierung und machen den Weg frei für ei-

ne sinnvolle Zu- bzw. Nebenerwerbslandwirtschaft (SANDER 1972). Da in diesen Jahren die Inflationsrate besonders hoch ist und somit alles teurer wird, sind viele LandwirtInnen gezwungen sich einen Nebenerwerb zu suchen. Dabei wird von einem Besatz von 10 GVE gesprochen, um ohne zusätzlichen Nebenerwerb überlebensfähig zu sein. Die sich anbietenden Möglichkeiten reichen von Urlaub auf dem Bauernhof bzw. Buschenschank über Industrie und Handwerk (MESSNER 1994, 19; DURNWALDER 1986, 270). Ein weiteres bedeutendes Einkommensfeld ist die Landwirtschaft, da die Holzpreise zu jener Zeit noch hoch sind und sich nur langsam dem tieferen internationalen Marktniveau anpassen (WEITSCHKE 1967, 111).

#### **2.1.4. Die 80er und 90er Jahre: die ökokompatible Landwirtschaft**

Die fast vollständige Erschließung der Bergbauernhöfe wird von der Landesregierung in den 70ern und 80ern durchgesetzt. Die Zahl der Höfe ohne LKW-Zufahrt sinkt von über 40 % im Jahre 1973 auf 7 % 1986. Diese Periode gilt als Hauptschließungsperiode für Bergbauernbetriebe (DURNWALDER 1986).

Die Hoferschließung hatte einen weiteren Anstieg der Milchkuhanzahl zur Folge (siehe Tabelle 2). Im Jahre 1990 haben über 80 % aller tierhaltenden Betriebe Milchkühe, wobei durchschnittlich pro Betrieb nur 7 Milchkühe gehalten werden und 30 % der milchabliefernden Betriebe nur über kleine Milchkontingente (4.500-15.000 kg Milch/Jahr) verfügen (BAUR et al. 1999, 19).

**Tabelle 2: Die Anzahl der Milchkühe von 1970 bis 2000**

| Jahr      | 1970   | 1982   | 1990   | 1995   | 2000   |
|-----------|--------|--------|--------|--------|--------|
| Milchkühe | 59.144 | 63.132 | 75.000 | 74.500 | 78.000 |

Quelle: Agrar- und Forstbericht 1982-1990, Autonome Provinz Bozen – Südtirol 2000, Pichler 2005

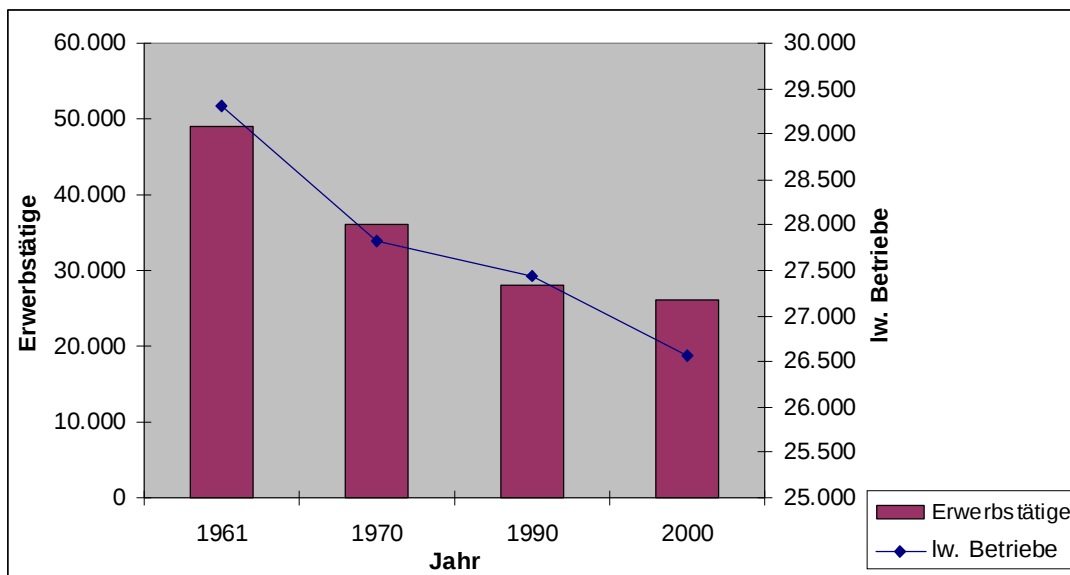
Seit 1980 findet eine Verlangsamung der bergbäuerlichen Wirtschaft statt, da aufgrund einer stagnierenden Wirtschaft größere Investitionen zu riskant geworden sind und zudem die Gesetze der Raumordnung und des Landschaftsschutzes größere Bautätigkeiten und -maßnahmen verhindern (LANG 1986).

In diesen Jahren gewinnt das ökologische Bewusstsein, das schon immer im Bewusstsein der Bäuerinnen und Bauern verankert gewesen zu sein scheint, auch wieder an Bedeutung, da die Natur den LandwirtInnen Grenzen aufgezeigt hat (POHL 1996, 63). Die Förderung für eine ökokompatible Landwirtschaft erhält immer

mehr Zuspruch, da es hohe Förderungen für wenige Umstellungen gibt (KOFLER 2008, BARTH 1996, 96f).

### 2.1.5. Berglandwirtschaft heute

Während in einigen Alpenregionen bereits kaum noch Bergbäuerinnen und Bergbauern zu finden sind, spielt die Landwirtschaft in Südtirol immer noch eine bedeutende Rolle (BÄTZING 1996, 9). Die Erhaltung des Lebens- und Wirtschaftsraumes der Bergregionen ist ohne eine bäuerliche Landwirtschaft unmöglich. Ein großer Nachteil zur nicht-alpinen Landwirtschaft stellt in der Berglandwirtschaft aber die um fast ein Viertel geringere Produktivität, das um fast ein Fünftel niedrigere Einkommen und die damit verbundene geringere Konkurrenzfähigkeit dar (HOVORKA 1998, 26).



**Abbildung 1: Rückgang landwirtschaftlicher Betriebe und Erwerbstätiger**

Quelle: Sander 1973, Messner 1994, Autonome Provinz Bozen-Südtirol 2000

Bei der Analyse des sozioökonomischen Betriebstyps in Südtirol ist überraschend, dass der Anteil der Vollerwerbsbetriebe von 1990 bis 2000 um 3,2 % auf 39,4 % (9.919) gestiegen ist. Rund 50 % aller Betriebe (12.657) werden im Nebenerwerb bewirtschaftet (AUTONOME PROVINZ BOZEN – SÜDTIROL 2000). Nach der Landwirtschaftszählung 2000 arbeiten 26.168 Erwerbstätige mit durchschnittlichen 144 Arbeitstagen in der Landwirtschaft und 1.339 unbefristet Angestellte mit durchschnittlich 187 Arbeitstagen (AUTONOME PROVINZ BOZEN - SÜDTIROL 2000). Bei der Gegenüberstellung zwischen Abnahme der Erwerbstätigen und Rückgang landwirtschaftlicher Betriebe (siehe Abbildung 1) ist ersichtlich, dass sich im Vergleich zu den Er-

werbstätigen die Anzahl der Betriebe nur leicht reduziert hat. Diese Entwicklung ist wiederum im Zusammenhang mit den vielen NebenerwerbsbäuerInnen zu erklären, die ihre Haupteinkommensquelle außerhalb der Landwirtschaft beziehen (MESSNER 1994, 19).

## **2.2. Aktuelle Probleme und Zukunft der Berglandwirtschaft**

In den kommenden Jahren ist zu erwarten, dass die Preise für landwirtschaftliche Produkte (EC 2009) sowie die Marktstützungen und Strukturverbesserungsmaßnahmen weiter zurückgehen. Die Produktions-, Maschinen- und Gebäudekosten werden weiterhin auf einem hohen Niveau bleiben, die Direktzahlungen werden konstant bleiben (GOTSCH et al. 2004, 80f). Die Folgen dieser Veränderungen machen sich in einer Reduzierung des landwirtschaftlichen Einkommens bemerkbar. In der Zukunft ist deshalb mit größeren Veränderungen in der Berglandwirtschaft zu rechnen, die sich auf die Bereiche Agrarstruktur und Produktionsausrichtung beziehen. In der Tierhaltung ist eine Verlagerung von der Milchproduktion zur Fleischproduktion zu erwarten. Gründe dafür liegen in der Arbeitsintensivität der Milchproduktion, der sinkenden Preise und der Verschiebung der Preisrelation zugunsten des Fleisches. Der Rückgang der Arbeitskräfte kann wiederum zu einer Umstellung von steilen, arbeitsintensiven Flächen auf Dauerweiden führen, wobei auch mit einem Rückgang bei der Alpbestoßung zu rechnen ist (GOTSCH et al. 2004, 81f).

Neben den ökonomischen Problemen in der Berglandwirtschaft treten auch immer häufiger soziale und familiäre in den Mittelpunkt. So ist das Finden einer Ehefrau für den Jungbauern keine Selbstverständlichkeit mehr. Auch die Überforderung der Bergbäuerin durch die Mehrfachbelastung Haushalt, Landwirtschaft und sonstige Aktivitäten wie z.B. Urlaub auf dem Bauernhof stellt ein großes Problem dar (MATSCHER 2006).

### **3. Methode**

#### **3.1. Die qualitative Sozialforschung**

Im Gegensatz zur quantitativen Forschung, die sich auf eine Quantifizierung der Beobachtung stützt, verzichtet die qualitative Forschung überwiegend auf Messung und arbeitet mit Interpretationen von Text (BORTZ und DÖRING 2002, 295ff). Qualitative Forschung versucht somit Lebenswelten von innen heraus, aus Sicht der handelnden Personen zu beschreiben. Das Verständnis sozialer Wirklichkeiten soll damit verbessert und die Bedeutung von Abläufen, Deutungsmustern und Strukturmerkmalen unterstrichen werden (FLICK et al. 2000, 14). Die zentralen Prinzipien der qualitativen Sozialforschung liegen in der Offenheit der ForscherInnen gegenüber Untersuchungspersonen, -situationen und -methoden. Die empirische Forschung ist prozesshaft und die ForscherInnen können deswegen auf sich ändernde Situationen rasch und flexibel reagieren (LAMNEK 2005, 21ff).

Qualitative Forschung untersucht unterschiedlichste Gegenstände wie Lebensgeschichten, Erfahrungsberichte, Verhaltensweisen, zwischenmenschliche Beziehungen oder soziale Bewegungen. Als Datenbasis werden meist Texte (Interviewtranskripte, Tagebücher, Beobachtungsprotokolle und Zeitungsartikel) verwendet (FLICK 2000, 24).

##### **3.1.1. Das Tiefeninterview**

Die wichtigsten Techniken zur Erhebung von qualitativen Daten sind nicht-standardisierte oder teil-standardisierte Interviews, Beobachtungen und nonreaktive Verfahren. Die qualitativen Interviews mit Leitfaden werden am häufigsten in der Forschung angewendet (BORTZ und DÖRING 2002, 307ff).

Qualitative Befragungen verwenden offene Fragen und lassen den Befragten viel Spielraum bei der Beantwortung der Fragen. Die Besonderheit qualitativer Interviews ist, dass der Gesprächsverlauf weniger von dem/r InterviewerIn, als vom Interviewten selbst geführt wird. Außerdem dienen die Interaktion zwischen InterviewerIn und Befragten, als auch die Eindrücke und Deutungen der InterviewerInnen als Information (BORTZ und DÖRING 2002, 307). Ein weiteres Merkmal ist, dass die InterviewerInnen flexibel auf die Bedürfnisse der GesprächspartnerInnen reagieren und ausgehend von den Antworten neue Fragen formulieren (LAMNEK 2005, 40).

Es gibt eine große Vielfalt unterschiedlicher Varianten qualitativer Interviews (FLICK 2000, 351). Eines davon ist das Tiefeninterview oder Intensivinterview, das in meiner Arbeit Verwendung findet. Beim Tiefeninterview sucht die Forscherin bzw. der Forscher nach Bedeutungsstrukturierungen und versucht Motive und Prozesse aufzudecken, die der/m Interviewten möglicherweise nicht bewusst sind. Der/Die ForscherIn geht mit einer theoretischen Vorstellung, die die theoretische Basis für die Interpretation des Gesagten darstellt, in die Befragung. Mit Fragen und Antworten aus dem Alltag gelingt es am ehesten, zu den Tiefenstrukturen vorzudringen. Die Äußerungen der/s Befragten können anders ausgelegt werden, als die von ihr/m intendierte Bedeutung umfasste (LAMNEK 2005, 371; 383).

Für die Durchführung des Interviews ist die Erstellung eines Leitfadens von Vorteil, da die Vergleichbarkeit der Daten erhöht und die Daten durch die Fragen eine Struktur erhalten. Außerdem dient der Leitfaden als Orientierung, um sicherzustellen, dass wesentliche Aspekte der Forschungsfrage im Interview nicht vergessen werden. Das Interview muss sich nicht strikt an die Reihenfolge der angegebenen Fragen halten. Allerdings beginnt jedes Gespräch mit sogenannten Eisbrecherfragen, die anfangs einen persönlichen Kontakt zwischen Befragten und InterviewerIn aufbauen und in Folge die Offenheit des Interviews garantieren (MAYER 2004, 36).

Das Tiefeninterview wurde für diese Arbeit gewählt, da den Bäuerinnen und Bauern durch die Alltagssituation nicht bewusst ist, was sie für Strategien anwenden um sich aktiv anzupassen. Der für diese Forschungsarbeit erstellte Leitfaden befindet sich im Anhang.

### **3.1.2. Datenerhebung**

#### **3.1.2.1. Auswahl des Sarntals**

Ich selbst komme aus Südtirol und habe mich deswegen dafür entschieden die Resilienz von Südtiroler Bäuerinnen und Bauern zu erforschen. Um sicher zu stellen, dass alle Befragten vergleichbare Rahmenbedingungen haben, ist die Untersuchung auf eine bestimmte Region eingegrenzt worden. Aus dem gleichen Grund war es auch notwendig sich entweder auf BergbäuerInnen oder auf Obst- und WeinbäuerInnen zu konzentrieren, da somit ein Vergleich vereinfacht wird. Ich wollte die Interviews nicht in meiner Heimatgemeinde durchführen, da ich annahm, dass mir sensible Daten womöglich nicht oder nur ungern mitgeteilt worden wären. Außerdem stamme ich selbst aus einer Obst- und Weinbaufamilie, weshalb ich die Möglichkeit ergreifen wollte, einen Blick in einen anderen Landwirtschaftssektor zu

werfen. Schlussendlich fiel die Wahl auf das Sarntal. Der Grund für meine Entscheidung war die Nähe zu Bozen und ein Verwandter, der dort einen Bergbauernhof besitzt.

#### 3.1.2.2. Auswahl und Vorstellung der InterviewpartnerInnen

Namen und Telefonnummern von möglichen InterviewpartnerInnen konnte ich über persönliche Kontakte und über Herrn Albert Felderer, Angestellter im Amt für landwirtschaftliche Dienste in Bozen, in Erfahrung bringen. Die Kriterien, nach denen die InterviewpartnerInnen ausgewählt wurden, sahen wie folgt aus: Die Befragten sollten im Sarntal wohnen, kommunikationsfreudig und offen sein, gut über die Vergangenheit des Betriebes Bescheid wissen und evtl. innovative Erwerbstätigkeiten ausüben.

Die zukünftigen InterviewpartnerInnen wurden telefonisch kontaktiert, über Ziele und Inhalt der Studie informiert, und gefragt, ob sie bereit wären an einem Interview teilzunehmen. Ein Landwirt wollte nicht interviewt werden, da er sich für nicht stellvertretend für das Sarntal hielt. Die Interviews wurden an vier verschiedenen Terminen durchgeführt: am 22., 23. und 30. Dezember 2008 und am 9. Jänner 2009. Je nach Auskunftsbereitschaft der InterviewpartnerInnen dauerten die Interviews von 25 Minuten bis 2,5 Stunden. Die Datenerhebung fand an den von den GesprächspartnerInnen vorgeschlagenen Orten statt. Neun der zwölf Interviews wurden auf den Bauernhöfen, eines in einem Büro, ein weiteres in einem Versammlungssaal und ein anderes in einem Café durchgeführt. Nach Zustimmung der jeweiligen InterviewpartnerInnen wurde das Interview auf Tonband aufgenommen. Somit kann der Interviewablauf und die Dateninterpretation kontrolliert werden (LAMNEK 2005, 386ff). Zusätzlich wurden bei jedem Gespräch Beobachtungen durchgeführt und Notizen angefertigt. Folgende 12 Sarner Bäuerinnen und Bauern wurden interviewt:

#### **Kienzl Jakob, Mooser in Steet, geb. 1967, ledig.**

Betrieb: 11 ha Wiese, 16 ha Wald und ein wenig Weiderecht. 17 Milchkühe, 6 Kälber und 8 Stück Jungrinder, 4 Schafe; ein Pferdestall ist verpachtet. Am Hof arbeiten hauptsächlich der Betriebsleiter und dessen Vater, teilweise auch die Freundin. Das Hauptprodukt ist die Milch. Der Landwirt hat verschiedenste Nebenerwerbe: Er ist Restaurantbesitzer, Versicherungsunternehmer und betreibt Urlaub auf dem Bauernhof.

**Kienzl Rita, geb. Pechlaner und Johann, Moarfeldhof in Auen, geb. 1961 bzw. 1940, verheiratet.**

Betrieb: 24 ha Wald und Wiese. 25-26 Stück Kühe und Mastrinder, 6 Schweine, Sau, Eber und 10 Ferkel, 25 Hennen und 2 Pfaue. Am Hof arbeiten das Betriebsleiterehepaar und teilweise ihre 7 Kinder. Einnahmequellen: Fleischverkauf via Internet, Partyservice, Ferienwohnungen.

**Dr. Kofler Jakob, Wiesler Giatl, geb. 1941, verheiratet.**

Betrieb: 1 ha Grünland, 4,5 ha Wald. 3 Pferde, Schafe, 5 Hühner, Hund. Am Hof lebt das Betriebsleiterehepaar, der Nachbar hilft bei der Bewirtschaftung. Herr Dr. Kofler ist Pensionist und Hobbybauer, früher war er als Abteilungsdirektor des Amtes für Tierzucht der Provinz Bozen tätig. Er hat den Betrieb 1995 übernommen.

**Locher Franz, Oberhöller in Durnholz, geb. 1965, verheiratet.**

Betrieb: 11,5 ha Wiese und 58 ha Wald. 10 Milchkühe und 12 Jungrinder. Am Hof arbeiten das Betriebsleiterehepaar, die Eltern und teilweise auch ein Bruder. Hauptprodukte sind Milch und Holz. Herr Locher ist Bürgermeister und Ortsbauernbundsobmann der Gemeinde Sarntal.

**Mair Alois, Essicherhof in Auen, geb. 1947, ledig.**

Betrieb: 6,5 ha Grünland, 22 ha Wald, Alminteressenschaft. 7-12 GVE Mastrinder und Aufzucht, vorwiegend für den Eigenbedarf. Der Betriebsleiter und sein Bruder arbeiten am Hof. Herr Mair hat verschiedenste Nebenerwerbe: Winterdienst für die Gemeinde, Stromverkauf durch E-Werk, Arbeit im Fernheizwerk, Umsetzermiete für Handy, Rundfunk und Fernsehen. Er ist in verschiedensten Vereinen und in der Politik tätig.

**Premstraller Brigitte geb. Messner, Messnerhof in Aberstückl, geb. 1964, verheiratet.**

Betrieb: 10,5 ha Wiese und 88 ha Wald und Weide. 20 Milchkühe. Am Hof arbeitet die ganze Familie mit 4 Kindern, wenn es die Zeit zulässt. Sie gehen alle einem außerlandwirtschaftlichen Beruf nach. Die alltägliche Hofarbeit erledigen die Betriebsleiterin, Altbauer und Altbäuerin. Hauptprodukt ist die Milch.

**Stauder Marialuise, geb. Tammerle, und Anton, Obergurschnerhof in Auen, geb. 1962, verheiratet.**

Betrieb: 5 ha Wiese und 7 ha Wald. 20 Rinder: 8 Milchkühe und Jungrinder, 6 Schweine. Am Hof arbeiten Bauer und Bäuerin und teilweise die 3 Kinder. Im Haus

wohnen außerdem Mutter, Schwester und Neffe des Betriebsleiters. Hauptprodukt ist der von der Bäuerin selbst hergestellte Käse. Herr Stauder ist Sägewerksarbeiter, außerdem wird Urlaub auf dem Bauernhof betrieben.

**Stauder Martin, Liepert in Aberstückl, geb. 1971, verheiratet.**

Betrieb: 51 ha: 11 ha Grünland, 3 ha Weide, 37 ha Wald. 11 Milchkühe, 1 Stier, 5 Kälber, 3 Jungrinder. Das Hauptprodukt ist die Milch. Am Betrieb arbeiten der Landwirt, dessen Eltern und teilweise der Bruder am Wochenende. Der Betriebsleiter lebt mit Frau und 3 Kindern und Eltern am Hof. Tierkennzeichnungen und Schülertransport werden als Nebenerwerbe durchgeführt.

**Thaler Antonia, Ausserebner Hof in Reinswald, geb. 1949, verheiratet.**

Betrieb: 2 ha Wiese, 0,5 ha Wald. 3 GVE: Kühe, 8 Hennen, Schweine, Pony, Zwergziegen. Die Tiere werden zur Eigenversorgung und Aufzucht gehalten. Haupteinkommensquelle ist Urlaub auf dem Bauernhof. Das Betriebsleiterehepaar, das die Bewirtschaftung führt, lebt mit 2 Kindern am Hof. Dieser befindet sich in der Nähe des Skigebiets Reinswald.

**Thaler Florian, Gruberhof in Aberstückl, geb. 1943, verheiratet.**

Betrieb: 10 ha Grünland und 48 ha Wald, ca. 60 ha Weide, 70 ha Gemeinschaftswald, Almintereessenschaft. 30 Stück Vieh: 15 Milchkühe und 15 Stück Jungvieh, 1 Pferd, 30 Schweine. Die Hauptprodukte sind Milch, Zuchtvieh, die Schweinezucht und Nutz- und Brennholz. Am Hof leben das Betriebsleiterehepaar und der Hofnachfolger mit seiner Familie. Im Sommer helfen alle 4 Kinder mit. Nebenerwerbe sind unter anderem auch die Stierbelegung und der Verkauf von Strom.

**Thaler Maria und Norbert, Wassererhof in Durnholz, geb. 1959, verheiratet.**

Betrieb: 25 ha: 8 ha Wiese, 5 ha Weide und 12 ha Wald. 15 GVE: 10-12 Milchkühe und Jungrinder. Hauptprodukte sind Milch und Holz. Am Hof leben das Ehepaar, 2 Söhne und eine Tochter. Frau und Söhne helfen bei der Hofarbeit mit. Nebenerwerb ist der Stromverkauf durch das E-Werk und die Beteiligung der Bäuerin an einem Partyservice.

**Thurner Konrad, Gartenbachhof in Glern, geb. 1967, verheiratet.**

Betrieb: 12 ha Wiese, 5 ha Weide und 18 ha Wald. 22 GVE: 15 Milchkühe und Jungrinder. Das Hauptprodukt ist Milch. Am Hof leben das Betriebsleiterehepaar mit 2 Kindern und Eltern. Der Landwirt bewirtschaftet den Betrieb mit Ehefrau und Vater. Die Nebenerwerbe Speiseeisherstellung, Christbaumverkauf und Energiepflanzenanbau werden durchgeführt.

### **3.1.3. Auswertung und Analyse des qualitativen Interviews**

Die qualitative Auswertung eines Interviews ist generell in vier Phasen unterteilt: Transkription, Einzelanalyse, generalisierende Analyse und Kontrollphase (LAMNEK 2005, 402).

Die Interviews wurden vollständig transkribiert, das Datenmaterial ergab schlussendlich ca. 90 Seiten. Zur Interviewauswertung wurde die Methode der zusammenfassenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring herangezogen. „Ziel der Analyse ist es, das Material so zu reduzieren, dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, durch Abstraktion einen überschaubaren Corpus schaffen, der immer noch Abbild des Grundmaterials ist“ (MAYRING 2007, 58).

Zu den Arbeitsschritten der zusammenfassenden Inhaltsanalyse zählen Paraphrasierung (Wegstreichen von Redewendungen), Generalisierung (Verallgemeinerung konkreter Beispiele) und Reduktion (Zusammenfassung ähnlicher Paraphrasen) (BORTZ und DÖRING 2006, 332).

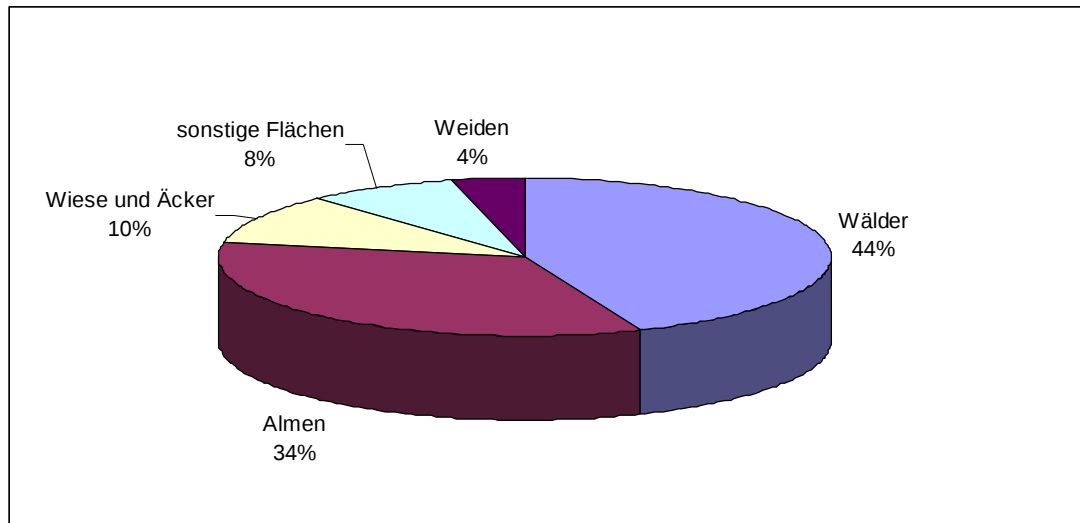
Schrittweise sollen aus einem Ausgangsmaterial Kategorien entwickelt werden (MAYRING in Flick 2000, 472). Die Kategorien werden entweder aus dem Material gewonnen (induktiv) oder theoriegeleitet an das Material herangetragen (deduktiv). In der Praxis, sowie es auch bei dieser Diplomarbeit der Fall ist, sind Mischformen häufig, indem ein im Vorfeld entwickeltes Kategoriensystem bei der Bearbeitung des Materials ergänzt und ausgeschmückt wird (BORTZ und DÖRING 2006, 330). Die deduktive Kategorienbildung fand auf Basis der von Folke et al. (2003) definierten vier Faktoren zur Resilienz-Bildung statt (siehe Abschnitt 1.4.3., Seite 11).

Das Kategoriensystem steht im Mittelpunkt der Auswertung, weshalb die Kategoriendefinition einen sehr sensiblen Prozess darstellt (MAYRING 2007, 74). Die folgenden Aufgaben sind das Festlegen des Abstraktionsniveaus der zu bildenden Kategorien und die schrittweise Durcharbeitung des Materials nach festgelegten Kriterien (MAYRING 2007, 76).

## **3.2. Das Untersuchungsgebiet Sarntal**

Die Gemeinde Sarntal ist flächenmäßig die größte Gemeinde Südtirols. Sie umfasst ein Tal mit einer Länge von rund 50 km und reicht vom Norden Bozens bis zum Penserjoch. Die Siedlungsstruktur ist im Sarntal traditioneller Weise durch Einzelhöfe charakterisiert, seltener Weiler (GEMEINDE SARNTAL s.a.; AUTONOME PROVINZ BOZEN – SÜDTIROL 2007; 2006).

Das Sarntal wird wirtschaftlich immer noch sehr stark von der Land- und Viehwirtschaft geprägt und zählt in Südtirol zu den Gemeinden mit den größten Flächen an Dauerwiesen und Weiden und der höchsten Anzahl an tierhaltenden Betrieben. Die genaue Flächenverteilung ist in Abbildung 2 ersichtlich. Im Bereich des Siedlungsraumes (900-1500 m) ist das Landschaftsbild von einem Wechselspiel zwischen Wald und landwirtschaftlichen Nutzflächen geprägt (AUTONOME PROVINZ BOZEN – SÜDTIROL 2007; 2006; 2000).



**Abbildung 2: Flächenverteilung im Sarntal**

Quelle: AUTONOME PROVINZ BOZEN-SÜDTIROL (2006)

Die landwirtschaftliche Produktion konzentriert sich fast ausschließlich auf Vieh- und Milchwirtschaft. Insgesamt befinden sich 575 landwirtschaftliche Betriebe im Sarntal. Im Durchschnitt beträgt die Betriebsgröße 20-30 ha, bezieht man den Interessenschafts- und Mitbesitz mit ein, rund 50 ha. (SÜDTIROLER BAUERNBUND 2008; AUTONOME PROVINZ BOZEN – SÜDTIROL 2006; 2000).

Da viele Höfe zu klein sind um effizient wirtschaften zu können, müssen 95 %-98 % der Jungbäuerinnen und -bauern einem Nebenerwerb nachgehen (LOCHER 2009). Das derzeit laufende Leader-Projekt im Sarntal versucht die LandwirtInnen beim Aufbau eines Nebeneinkommens am Betrieb zu unterstützen. Es werden branchenübergreifende Entwicklungsprogramme gestartet (Urlaub auf dem Bauernhof, Produktion und Anwendung der Latschenkiefer, Direktvermarktung bäuerlicher Produkte...) (SÜDTIROLER BAUERNBUND 2008; AUTONOME PROVINZ BOZEN – SÜDTIROL 2006).

Im Sarntal gibt es 108 Almen (40 Interessenschafts- und 68 Privatalmen) mit einer Größe von durchschnittlich 190 ha, die noch zu 90 % bewirtschaftet werden. Es

werden rund 3.900 GVE auf die Alm getrieben (AUTONOME PROVINZ BOZEN – SÜDTIROL 2006). Früher zählte im Sarntal die Forstwirtschaft neben der Landwirtschaft zur wichtigsten Einkommensquelle für die Bäuerinnen und Bauern. Heute hat sie allerdings aufgrund des niedrigen Holzpreises an Bedeutung verloren. Förderungen wie die Holzprämie für pflegegerechte Bringung und Initiativen, wie die gemeinsame Holzversteigerung versuchen die Holznutzung attraktiver zu machen. Die meisten Wälder im Sarntal sind unter Privatbesitz (8.874 ha). Interessentschaften und Nachbarschaften besitzen 2.330 ha des Sarntaler Waldes, wobei nur 36 ha öffentliches Gut sind (AUTONOME PROVINZ BOZEN – SÜDTIROL 2006).

In den letzten 20 Jahren wurde viel in die Alm- und Walderschließung investiert, weshalb viele Gebäude restauriert bzw. neu errichtet wurden und weiterhin bewirtschaftet werden. Trotzdem gibt es aufgrund der Größe immer noch 23 unerschlossene Almen und Waldbestände (AUTONOME PROVINZ BOZEN – SÜDTIROL 2006).

Im Vergleich zu anderen Gebieten in Südtirol ist das Sarntal touristisch noch wenig belastet und bekannt für den sanften Tourismus. Insgesamt gibt es 25 Betriebe mit Urlaub auf dem Bauernhof. Das Leader-Projekt Sarntal bietet eine große Chance für die touristische Entwicklung im Sarntal (AUTONOME PROVINZ BOZEN – SÜDTIROL 2006; 2000).

### **3.3. Begriffserklärungen**

Um die Zitate verständlich zu machen, werden in diesem Abschnitt die wichtigsten Begriffe, die in Südtirol bzw. im Sarntal gebräuchlich sind, erläutert. Dabei handelt es sich großteils um Institutionen bzw. Vereine.

**Bauernjugend:** Die Südtiroler Bauernjugend (SBJ) ist die Nachwuchs- und Jugendorganisation des Südtiroler Bauernbundes (SBB). Mit knapp 9.000 Mitgliedern ist sie die größte Jugendorganisation Südtirols. Derzeit gliedert sich die Südtiroler Bauernjugend in 143 Ortsgruppen, welche jeweils vom Ortsausschuss geführt werden.

**ENEL:** Das größte Elektrizitätsunternehmen Italiens und Käufer „grünen Stroms“.

**„die Forst“:** Die Abteilung Forstwirtschaft der Autonomen Provinz Bozen Südtirol. Sie ist zuständig für: Forstdienst, Förster; Wald, Holz, Almen; Beiträge, Genehmigungen; Kontrollen; Studien und Projekte; Landesbetrieb für Forst- und Domänenverwaltung; Wild, Jagd und Fischerei. Unter dem Forstinspektorat Bozen II befindet sich auch die Forststation Sarntal, in der auch viele Bauern mitarbeiten.

Heimatspflege- und Kulturverein: Ein kultureller Verein im Sarntal, der sich mit der Historik des Sarntals beschäftigt und sich für die Beibehaltung der Traditionen, Sitten und Bräuche einsetzt.

MILA: Genossenschaft und landwirtschaftliche Gesellschaft, die Milch verarbeitet, mit Sitz in Bozen. Das Unternehmen transportiert unter anderem auch die Milch von Bergbauernhöfen im Sarntal zur Weiterverarbeitung nach Bozen.

Interessenschaften: Private Alm- bzw. Waldgemeinschaften, die schon auf die Zeit Maria Theresias zurückgehen. Im Sarntal gibt es 41. Jeder Bauer bzw. jede Bäuerin besitzt einen bestimmten Anteil am Gemeinschaftsbesitz und kann beispielsweise bei einer Alminteressenschaft, je nach Größe des Anteils, eine bestimmte Anzahl an Vieh auf die Alm treiben.

## **4. Ergebnisse**

Die Ergebnisse werden nach den in der Inhaltsanalyse definierten Kategorien dargestellt. Der erste Themenkomplex bezieht sich auf die am häufigsten erwähnten allgemeinen Wahrnehmungen und Veränderungen in den letzten 60 Jahren. Anschließend werden die Bewirtschaftungsstrategien der LandwirtInnen, die aus den Interviews herausgefiltert wurden, erläutert. Der letzte Abschnitt behandelt die Leitwerte und Aspekte, die für die Bergbäuerinnen und Bergbauern in der Ausübung des Landwirtschaftsberufes eine bedeutende Rolle spielen. Die Analyse wird durch Interviewzitate untermauert.

Die befragten Bäuerinnen und Bauern beziehen sich in ihrer Entscheidungsfindung und Betriebsausrichtung auf unterschiedlichste Strategien. Aus den Interviews wird deutlich, dass die Schwierigkeit darin besteht, ein Gleichgewicht zwischen den einzelnen Interessenspunkten zu halten. Das Festhalten an Traditionen behindert in der Einführung von Neuem, Kooperationen lassen sich nicht mit dem Streben nach Autonomie verbinden. Allerdings handelt es sich immer um langsame Veränderungen, wobei versucht wird, Risiken abzudecken. Folgend werden die am häufigsten definierten Aspekte dargestellt, an die sich die Landwirtinnen bei der Bewirtschaftungsstrategie orientieren.

### **4.1. Bewirtschaftungsstrategien**

#### **4.1.1. Nebenerwerb**

Mit Beginn der 70er Jahre gingen viele Bauern in die Lanciafabrik oder ins Magnesiumwerk nach Bozen, um dort in Schichtdiensten zu arbeiten. Heute öffnen sich neue Zuerwerbsmöglichkeiten im Sarntal. So sind seit 1980 13 Bauern für die Schneeräumung der Gemeinde Sarntal zuständig. Diese Arbeit ist deshalb ideal, da sie vor Ort sind und die nötigen Traktoren besitzen. Außerdem muss die Gemeinde somit keine eigenen Arbeitskräfte anstellen. Dasselbe gilt auch für den Schülertransport. Auch das Skigebiet Reinswald beschäftigt seit jeher viele Bauern in der Wintersaison. Einige Landwirte verdienen auch in der Forststation Sarntal ihren Nebenerwerb, indem sie Spazierwege und Zäune errichten und Aufforstungen durchführen.

Die meisten Befragten finden, dass ohne Nebenerwerb kein Überleben möglich wäre, da aus dem Betrieb kein Gewinn mehr zu erzielen ist.

Ein Bergbauer verdient nie etwas. Ohne den Nebenerwerb könnte keiner leben. Die Studien, die sie machen, stimmen alle nicht. Das, was du jeden Monat verdienst, das nimmst du her um es in den Betrieb zu stecken. Weil was willst du hier herausnehmen? (L1)

Durch die Ausführung eines Nebenerwerbs sind die LandwirtInnen Stress und Belastung ausgesetzt. Um alles so schnell als möglich zu erledigen, sind Maschinen notwendig. Alle Bäuerinnen und Bauern erachten eine Bewirtschaftung ohne Maschinen als nahezu unmöglich, wobei sich einige nur auf die allernötigsten beschränken. Da aber die Maschinen im Verhältnis zum Verdienst aus der Landwirtschaft sehr teuer sind, ist ein Nebenerwerb nötig, um sich diese leisten zu können. Der/Die LandwirtIn befindet sich in einem Teufelskreis, der die Autonomie bedroht und den Sinn dieses Zustandes in Frage stellt.

Die Maschinen sind im Verhältnis viel zu teuer. Aber ohne Maschinen kannst du es vergessen, wenn alle arbeiten. Heuarbeit sollte auch innerhalb 2-3 Wochen fertig sein, damit wieder alle zur Arbeit kommen. (L3)

Viele LandwirtInnen hielten auch fest, dass es früher einen niedrigeren Lebensstandard gab, man hat wenig besessen und war mit dem, was man hatte zufrieden, weshalb ein Nebenerwerb nicht benötigt wurde. Andererseits waren damals auch die Verdienste, insbesondere durch den Holzverkauf, im Verhältnis größer als heute.

Nebeneinkommen gab es damals keine, aber das hat man damals auch nicht gebraucht. Man hat 1977 für das Holz 170.000 Lire bekommen. Das waren auf dem heutigen Preis ca. 85 € und heute bekommt man fast weniger oder das gleiche. Und wenn man denkt, das war jetzt vor 30 Jahren und vor 30 Jahren hat man den Preis bekommen, dann hat das ungefähr den 4-5fachen Wert gehabt. Und das Vieh war auch ziemlich teuer. Man hat zu der Zeit ja eigentlich gut leben können auf dem Hof. Da haben die Erträge leicht ausgereicht. Das Problem ist, dass sich in den letzten 30 Jahren die Preise einfach nicht verändert haben. Das haben wir erst gestern geredet: Der Milchpreis ist seit fast 20 Jahren der gleiche und der Holzpreis ist seit 30 Jahren der gleiche. Deswegen müssen, da das Einkommen nicht mehr ausreicht, die meisten Leute arbeiten gehen. 95-98% im Sarntal, die zur Arbeit gehen. (L8)

Der Hauptteil des Einkommens wurde früher aus dem Wald erwirtschaftet. Wenn eine Investition gemacht werden musste, wusste jeder wie viel Holz er fällen muss, um sich diese zu leisten.

Da hat sich mein Nachbar mit 100 m Holz einen nagelneuen Transporter gekauft ohne Förderungen. 1972, das hat es gegeben. Das Holz war mehr Wert. Der 40 PS-Transporter hat damals 4 Mio. Lire (2.000 €) gekostet, das war in der Oberklasse, der größte den sie damals hergestellt haben. (L9)

#### 4.1.2. Experimentieren und Neues wagen

Zum Experimentieren braucht es vor allem Einfallsreichtum und Durchhaltevermögen. Oft wird über mehrere Jahre Vorarbeit geleistet, um herauszufinden, ob das hergestellte Produkt bei den Kunden ankommt und Absatz findet. Außerdem wird laufend an der Qualität gearbeitet und es werden Verbesserungen durchgeführt. Zwei Landwirte erzählen über ihren Werdegang:

Beim Käse haben wir angefangen zu experimentieren. Wir hatten einen Kupferkessel und haben angefangen zu probieren. Zuerst nur für uns, jahrelang haben wir den Käse nur verschenkt. Weil verkaufen dürftest du ihn ja nicht, wenn du ihn nicht nach den Hygienevorschriften machst und dann haben wir nur in der Milchkammer probiert. Zuerst benutzten wir Marmeladedosen in denen wir Löcher machten und dann haben wir die Milch eingefüllt und auf einer Stange aufgehängt. Ja weißt du, am Anfang weißt du nichts. Der Werdegang war brutal. (L1)

Dann haben wir probiert. Zuerst einmal ein paar Jahre nur im Keller um zu sehen ob es sich auszahlt. Man kann nicht einen Haufen produzieren und dann sitzt man auf den Sachen (...) wir haben geschaut ob genug Kunden sind, auch ob es über einen längeren Zeitraum geht. Wir haben sicher über 3 Jahre lang probiert. Das ist genau dasselbe wie wenn du über das Wasser gehst. Dann musst du auch vorher schauen ob du hinunter brichst oder nicht. Da probierst du auch so langsam, und versuchst, geht das oder geht das nicht? (L2)

Teilweise gibt es im Vorhinein zu wenig Informationen und Erfahrungen über bestimmte Nischenproduktionen bzw. Anbaumethoden, weshalb die LandwirtInnen dazu gezwungen sind, selbst zu experimentieren. Dies bestätigt sich beispielsweise beim Energiepflanzenanbau auf schwer zu bewirtschaftenden Flächen:

Seit 3 Jahren versuchen wir verschiedene Hölzer anzupflanzen; Energiepflanzen auf Flächen, die eher hart zu bearbeiten sind oder sonst gar nichts bringen. Das geht dann ins Heizwerk als Hackschnitzel. Aber bei uns in Südtirol gibt es keinerlei Erfahrungen in dem Bereich, deswegen muss man erst herausfinden, welche Hölzer auf unserer Meereshöhe noch gut wachsen. Das ist auch wieder ein Experiment. Und versuchen die Flächen, die hart zu bearbeiten sind und nichts bringen trotzdem zu nutzen. Ich denke, dass man die alle 10 Jahre einmal abholzen kann, wenn es gut geht und dass es dann etwas bringt. (L12)

Sehr oft wird nebenher mit etwas experimentiert. Auf diese Weise ist es möglich sich eine Option offen zu lassen, falls sich Bedingungen ändern und die ausgeübte Aktivität nicht mehr den erhofften Gewinn bringt. Auf diese Weise wird garantiert, dass der/die LandwirtIn auf etwas anderes zurückgreifen kann und dieses Experiment eventuell ausbauen kann.

Ich habe schon ein paar Mal etwas probiert, v. a. bei der Mast. (...)Wir haben einmal von der Steiermark eine Viehrasse her, mit denen wir einmal probiert haben, die Murbödner. Wir haben uns da so ein Modell angeschaut auf der Teichalm in der Steiermark und dann haben wir 2, 3 Kälber hergefahren und haben gesagt jetzt probieren wir einmal, schauen wie die Mast funktionieren würde. Dass man sagt, wenn einmal die

Milchwirtschaft nicht geht, dass man dann evtl. etwas in Richtung der Mastwirtschaft machen könnte. (...) Dann hat man das auch einmal probiert mit Jersey, mit der Milchviehrasse, die eigentlich für das Berggebiet gar nicht so schlecht wäre. Ich habe noch 2 Jersey-Kühe, mit denen kann man auch noch experimentieren. Die haben viel mehr Inhaltsstoffe in der Milch und deswegen ist es auch interessant... (L8)

Oft ist das Experimentieren aber aufgrund hoher anfänglicher Investitionskosten zur Durchführung der Tätigkeit nicht möglich. Deshalb wird Neues gewagt ohne vorher sicher zu sein, dass die Veränderung ankommt und für die LandwirtInnen gewinnbringend ist. Meistens wird ein höheres Einkommen angestrebt, wobei aber auch betont wird, dass nicht nur rein betriebswirtschaftlich gerechnet werden darf. Um Neues zu wagen sind deshalb Risikobereitschaft und Mut von Nöten. Ein Landwirt beschreibt die Anfänge der Speiseeisherstellung aus der produzierten Milch, eigenes Obst wird nicht verwendet:

Das Eis habe ich von einem Zeitungsinserat gehört das erste Mal. Dann habe ich länger nichts mehr gehört und dann war eine kleine Werbeanzeige. Dann habe ich sehr lange in den Zeitungen gekramt bis ich es gefunden habe. Eine Telefonnummer, völlig unbekannt. Dann habe ich irgendwann die Nummer gewählt um mich zu informieren und dann ist es los gegangen. Es braucht Mut, es ist ein großes Risiko und wir haben schon mitbekommen wie es läuft. Das Produzieren wäre nicht so kompliziert, aber das verkaufen, die Vermarktung ist das Problem. (L12)

Manchmal sind die LandwirtInnen so von einer Idee überzeugt, dass sie sich allen Hindernissen entgegen setzen und sie umsetzen. Der Reiz und die Herausforderung des Neuen sind dabei die ausschlaggebenden Punkte. So erzählt ein Landwirt, dass er allen Empfehlungen des Bauernbundes und den Diskussionen mit dem Vater getrotzt und vor 20 Jahren einen der ersten Laufställe in Südtirol gebaut hat.

Bei der Veränderung Stallumbau, fiel die Entscheidung darauf einen Laufstall zu bauen, weil es neu war und weil es mir zugesagt hat. (...) Aber das Neue reizt mich auch immer ein bisschen. Deswegen sucht man auch dauernd, sonst könnte man ja einmal bei irgendetwas bleiben. Deswegen sucht man eben immer etwas Neues, eine neue Herausforderung. (L6)

Dass dieser Landwirt Herausforderungen sucht, spiegelt sich auch in den zahlreichen Veränderungen am Betrieb in den letzten Jahren wider. So fand beispielsweise eine Gasthausübernahme statt, da der Pächter aufgegeben hat. Eigene landwirtschaftliche Produkte werden im Restaurant aber nicht zubereitet. Es wurde auch mit dem Kirschenanbau begonnen. Der Apfelanbau, sowie der Aufbau eines Reitplatzes sind ebenfalls in der nahen Zukunft geplant.

Mit der Gasthausübernahme habe ich viel Zeit und Geld investiert. Der Pächter ist ausgestiegen. Dann habe ich mir gedacht: „Probieren muss ich es immer, auch wenn es nur für ein Jahr ist!“ Und dann ist es eben dabei geblieben. Es ist doch ein Einkommen, allerdings auch eine große Belastung, besonders im Sommer. Aber es bringt eben etwas, man verdient etwas und das tut man dann auch. (L6)

Der Reiz einfach einmal etwas auszuprobieren ist auch bei anderen LandwirtInnen auffallend. Beispielsweise wurde von den Mitgliedern des Schlachthofes in Bozen ein Geschäft gekauft um dort Sarner Fleisch zu verkaufen.

Das Geschäft wurde vor 5 Jahren eröffnet. Das hat sich durch den Obmann der Viehverwertung ergeben, der hat Beziehungen gehabt zu Metzgern ... und dann haben wir gesagt: Ok, probieren wir es, kaufen wir es. Dann haben wir es über ein Leasing gekauft. Aber wir wollten es probieren. Die Viehverwertung hat gesagt das wird ein bisschen ein Problem, der Kostenpunkt, aber wir wollten es ja probieren. Dann haben wir schön das Werk (E-Werk) fertig gebracht. Dann haben wir gesagt wir schichten es um, weil das Werk einen Teil davon abschreiben kann und dann geht das schon. Ich habe die Marktposition halten wollen, damit du bekannt bist. Das ist sehr wichtig. Dann haben wir gesagt wir behalten das. (L9)

Andere LandwirtInnen haben Neues gewagt, indem sie zu einer Zeit Fremdenzimmer bauten, zu der noch kein/e BäuerIn im Sarntal Gäste beherbergte. Außerdem hat ein Bauer eine Schweinezucht aufgebaut und eine Bäuerin ist in einen Partyservice eingestiegen, ebenfalls ein ganz neuer Betriebszweig.

Wie wir sehen, sind die Bäuerinnen und Bauern im Sarntal sehr experimentierfreudig, probieren gerne etwas aus und haben immer wieder neue Ideen. Ein Landwirt erzählte aber auch, dass jeder Anfang schwer ist, auch deshalb, weil andere Kritik ausüben. So war er selbst einer der ersten Bauern im Nebenerwerb und hat keine guten Erfahrungen damit gemacht, Vorreiter zu sein.

Wenn du einer der ersten warst, die einen Nebenerwerb hatten, dann bist du von den anderen ausgelacht worden. Logisch, da haben sie Augen gemacht. Das war nicht so angenehm. Weil du der erste warst, der arbeiten gegangen ist, dann wurde gelacht. Dann hat es nicht lange gedauert bis der nächste gekommen ist und der nächste und heute müssen ja auch die größten Bauern arbeiten gehen. Jeder der anfängt, wird immer kritisiert. Da kannst du tun was du willst. (L2)

Ein Bauer merkte auch an, dass er keine Idee hätte, was er Neues anfangen könnte. Er plant keine weiteren Veränderungen an seinem Betrieb und ist sich auch nicht sicher, ob er den Beruf des Bauern noch lange ausüben will.

Ich sehe keine großen Veränderungen mehr in der nächsten Zeit oder dass ich noch etwas anderes anfangen. Weil ich will nicht mehr ewig Bauer sein, ich bin schon zu lange gewesen. Ich weiß nicht was man heute noch Neues tun könnte. Große „ding“ sind heute auf einem Hof nicht mehr. (L1)

#### **4.1.3. Schrittweise Veränderungen um Risiken zu begrenzen**

Trotz der Risikobereitschaft der Bäuerinnen und Bauern etwas Neues zu wagen, geben alle befragten LandwirtInnen an, dass die Veränderungen auf einem Bergbauernhof immer klein sind und schrittweise erfolgen, da man sich laufend an neue Gegebenheiten anpassen muss. Ein Landwirt gibt an, dass Entscheidungen zöger-

lich getroffen werden, da die Zukunft dermaßen ungewiss ist und er es deshalb vermeiden will, sich auf etwas festzulegen. Die LandwirtInnen berufen sich auf Vorsicht und Zurückhaltung, wenn es um neue Veränderungen geht.

Man beobachtet vor allem viel, man schaut bei den Nachbarn und bei den anderen und fragt ob das gut ist oder nicht. Und so funktioniert man immer. Das ist bei den Bauern Durchschnitt, dass sie eher zurückhaltend sind mit den Veränderungen. Dass sie sagen: Jetzt warten wir einmal ab, schauen wie es in ein, zwei Jahren geht, ob ich die Schulden noch bezahlen kann oder ob es in eine andere Richtung geht. (L8)

Die Bergbäuerinnen und -bauern machen einen Schritt nach dem anderen, auch um das Risiko in schwierigen Zeiten richtig abschätzen zu können. Es wird nicht alles auf einmal investiert, da ihnen der Hof zu viel Wert ist und sie ihn nicht verlieren wollen. So werden Schwerpunkte gesetzt, an denen gearbeitet wird. Erst dann, wenn erneut genug Eigenkapital vorhanden ist, wird wieder etwas am Betrieb verändert.

Ich müsste z.B. auch Stadel und Stall bauen, aber ich habe erst das Haus saniert und hergerichtet, weil auch die Frau und die Familie ist, somit ist das einmal der Schwerpunkt. Später, wenn man einmal ein Geld zusammengespart hat, dann wird man sicherlich den Stadel bauen. Weil es hat keinen Sinn, wenn ich jetzt darauf los baue und dann muss ich die Schulden zurückzahlen, das bringt dir nichts. Dass man sagt man hat schon ein bisschen ein Eigenkapital und man kann das dann eigentlich auch machen. Das ist eigentlich der Sinn der Sache. Und so wie es heute oft geht, die Erträge sind ziemlich nieder und v.a. momentan unsicher. Man weiß nicht ob die Milch in den nächsten 10 Jahren überhaupt einen höheren Preis bekommt und dann sind die Kosten für das Baumaterial ziemlich angestiegen und somit ist das Risiko fast zu groß geworden, da große Investitionen zu machen. (L8)

Für die meisten LandwirtInnen ist deshalb, wie schon erwähnt, ein sicheres und regelmäßiges Einkommen, auf das sie in Notfällen immer zurückgreifen können, besonders wichtig. Meistens stützen sich die Bergbäuerinnen auf einen außerlandwirtschaftlichen Erwerb und geben diesem aufgrund der Sicherheit auch die höhere Priorität in der Ausübung.

Die LandwirtInnen gehen auch Risiken ein, versuchen sie aber auch abzudecken, indem sie auf andere Reserven zurückgreifen (z.B. Wasserkraft), auf eine Sicherheit bauen und Fixkosten vermeiden:

Ich versuche zu riskieren. Ich kann eine bestimmte Menge riskieren, aber ich muss das Risiko abgedeckt haben. Ich muss dahinter Reserven haben, ich kann ja das E-Werk nehmen. Das deckt mir viel Risiko und da kann ich schon einen bestimmten Vorstoß machen. Und natürlich die Struktur (zur Fleischverarbeitung) werde nicht ich bauen, die wird die Gemeinde bauen, ich werde sie dann nützen. Das ist wichtig, dass ich keine Fixkosten habe. Weil die Fixkosten, Zinspolitik, die wachsen mir alle. Das muss ich verhindern. Ich muss auf eine Sicherheit vertrauen. Wenn ich heute z.B. einen Schlepper kaufe, dann kaufe ich ihn nur, weil ich schon den Vertrag in der Hand gehabt habe. (...) Ich kann nicht ins Blinde gehen, durch die Nacht kann ich nicht gehen. (L9)

Außerdem muss man sich vorher genau darüber im Klaren sein, was und wie viel man investieren kann und will und ob es am Ende rentabel ist. Bei großen Veränderungen wie z.B. der eigenen Milchverarbeitung und dem damit verbundenen Ausstieg aus der MILA, muss man sich einen Ausweg offen halten, falls das Projekt schief läuft. Auf einen möglichen Wiedereinstieg in die Genossenschaft sollte man sich absichern, so ein anderer Landwirt.

Mich würde es schon interessieren die Milch selbst zu verarbeiten und dann zu vermarkten. Aber vor der Vermarktung habe ich am meisten Angst, dass es fehlschlagen könnte und dann stehst du da. Du musst nämlich von der MILA austreten, wenn du deine Milch selbst verarbeitest und dann, wenn du wieder daherkommst, könnten sie sagen, jetzt brauchen wir dich nicht mehr. Auf das müsste man sich absichern. (L4)

#### **4.1.4. Schuldenbegrenzung**

In diesem Zusammenhang spielt auch die Schuldenbegrenzung eine bedeutende Rolle und ist deswegen auch ein Thema, das von allen befragten LandwirtInnen angeschnitten wurde. Von einigen mehr, da sie von Geldsorgen mehr geprägt sind, weil sie entweder einmal hohe Schulden zurückzahlen mussten oder aufgrund hoher Investitionskosten immer noch unter der Schuldenlast leiden.

Allen LandwirtInnen erscheinen die Schuldenbegrenzung und die Risikoabdeckung besonders in unsicheren Zeiten wie diesen als eine der wichtigsten Punkte in der Bewirtschaftungsstrategie. Es gibt aber auch zu diesem Thema unterschiedliche Ansichten.

Ein Landwirt beispielsweise gibt an, dass er nur noch Investitionen macht, die er sich mit dem Eigenkapital leisten kann. Die Familie hat den Hof mit Schulden übernommen und ist von dieser belastenden und schwierigen Zeit geprägt.

Ich lasse mich mit der Bank nicht gern ein. Schulden sind für uns kein Thema, wenn es nicht sein muss. Wir haben ein paar Jahre welche gehabt, aber jetzt sind wir schuldenfrei. Wir richten nur mehr das her, wozu wir auch das nötige Geld haben. Schulden, das ist alles ein Risiko heute. (...) Wir schauen jetzt immer nur das Eigenkapital für eine Änderung herzunehmen, wenn es geht. (L1)

Eine Bäuerin hat dieselbe Einstellung. Auch sie lässt sich nicht gerne auf ein Risiko ein und schafft sich nur das an, was sie sich auch leisten kann.

Das ist auch Ansichtssache, andere riskieren. Ich bin aber jemand, wenn ich mir etwas nicht leisten kann, dann kaufe ich es nicht, brauche ich es nicht, dann geht es anders auch. (...) Es hilft nichts, danach zahlt man viel Zinsen und kommt nicht mehr raus. Man muss vorher wissen ob es geht oder nicht, danach ist es zu spät, wenn die Schulden da sind. Andere sind auch verschiedene Leute, denen ist das egal, macht ihnen nichts aus. (L2)

Wie die Bäuerin schon erwähnt hat, gehen andere lockerer mit Schulden um. Ein Landwirt beispielsweise gibt an, dass er selbst manchmal überrascht ist darüber wie schnell er sich auf Schulden einlässt. Trotzdem wird darauf geachtet, diese in Grenzen zu halten.

Ich schaue schon, dass ich die Schulden etwas begrenze. Früher mehr, heute erschrecke ich selbst oft wie locker man an die Sache heran geht. Aber im Prinzip schaue ich schon, dass alles im Rahmen bleibt. Zur Zeit weißt du sowieso nicht was alles vor sich geht. Aber ich mache schon nur Investitionen, die ich finanzieren kann. Dass ich nicht alles auf eine Karte setze. Für das ist mir der Hof auch zuviel Wert. Ich will den nicht „vergaulen“, das könnte nämlich auch passieren. (L6)

Bei der Frage nach dem maximalen Verschuldungslimit, auf das sich die Bäuerinnen und Bauern einlassen würden, wurden unterschiedliche Antworten genannt. So macht ein Landwirt die Verschuldung von der Art der Investition abhängig.

Klar schaue ich auch auf die Schulden. Ich würde nie mehr als €100.000 investieren, das ist das maximale. Es wäre auch mehr möglich, aber wenn man da dann noch die Zinsen und alles rechnet, dann ist das, würde ich sagen, ein Limit. Stell ich mir vor, ich weiß es nicht. Es hängt auch davon ab was das für eine Investition ist. (...) Wenn man dann weiß, dass man ein gewisses Einkommen hat, dann kann man die Verschuldung auch höher ansetzen. (L4)

Ein anderer erklärt, dass er nur mit einem Grundkapital Schulden eingeht und niemals etwas von seinem Grundbesitz verkaufen würde, um eine Investition zu tätigen.

Man muss auch ein eigenes Grundkapital haben, in der heutigen Zeit, wenn man sich auf Schulden einlässt. Das ist sicher ein Aspekt, auf den man schauen muss in der heutigen Zeit. Nicht dass man ewig auf den Schulden sitzenbleibt. Aber alle zusammen, wenn der Sohn und ich mits-teuern, schaffen wir es schon. (...) Ich würde eine Investition machen, dass ich, wenn möglich nicht den Wald verkaufen muss, auf keinen Fall. Mit Investitionen muss man vorsichtig sein. Nicht, dass ich einen Teil vom Wald oder den halben Wald verkaufen muss, um eine Investition zu machen. Wenn man im Stande ist es richtig abzuschätzen. (L11)

Dass es schwierig ist, Investitionen richtig abzuschätzen und langfristige Kredite zu bedienen, da man die Entwicklungen nicht voraussehen kann, davon berichtet auch ein zweiter Landwirt, der vor 10 Jahren einen Laufstall gebaut hat:

Was allerdings ist nach so einem Bau, die finanziellen Belastungen sind lang, das ist belastend. Und wenn man 10 Jahre zurückdenkt 1999, damals hat man von der Milch einen wesentlich höheren Gewinn gemacht als heute. Heute machen wir Umsätze, aber Gewinn ist bald keiner mehr. Kredite zu bedienen ist schwierig geworden. (L12)

#### **4.1.5. Ungewissheit der Ergebnisse akzeptieren**

Aufgrund dieser vielen Veränderungen im Laufe der Jahre bleibt den LandwirtInnen nichts anderes übrig, als sich immer neu anzupassen und zu lernen mit einer unge-

wissen Zukunft zu leben. Beim Treffen einer Entscheidung ist sich niemand im Vorfeld darüber im Klaren, ob diese die richtige ist oder nicht. So sind einige LandwirtInnen froh über manche Entscheidungen, die sie in der Vergangenheit getroffen haben, andere bereuen sie.

Sich damit abzufinden, dass etwas nicht so geworden ist, wie man es sich vorgestellt hatte, ist wohl die größte Herausforderung. Denn oft läuft etwas anfangs gut, entwickelt sich dann aber in eine andere Richtung. Ein Bauer erzählt vom Christbaumanbau:

Wir haben vor 12 Jahren mit Christbäumen angefangen. Es hat damals gut ausgeschaut. In der Zwischenzeit sind ziemlich viele, die das machen und auch vom Ausland kommen sie ganz billig, dass dies auch nicht mehr ein großer Renner ist. (L12)

Meistens kann man sich auf einer Veränderung nicht ausruhen, da trotzdem immer wieder neue Hindernisse auftauchen. Ein Landwirt beschreibt die laufenden Verbesserungen, die er an seinem mit Wasserkraft und zur Eigenstromversorgung betriebenen E-Werk machen musste, um sich an neue Bedingungen anzupassen:

Wir haben ein E-Werk. Das gibt es schon über 50 Jahre. Das mussten wir auch immer verbessern, mit der Zeit mitgehen musst du immer. (...) Früher war nur Gleichstrom, und jetzt ist Wechselstrom und die heutigen Maschinen funktionieren alle nur mit Wechselstrom, Waschmaschine, Melkmaschine. Da mussten wir das E-Werk umbauen und dann ist es wieder 10 Jahre gut gegangen und dann musstest du schauen mit der heutigen Zeit, dass du mehr Strom heraus bekommst. Mit dem Werk hinunterfahren, dass mehr Gefälle ist. Jetzt habe ich Strom genug, dachte ich. Jetzt mit den ganzen Maschinen habe ich wieder zu wenig. Jetzt mit der ganzen Wirtschaft hat sich wieder alles geändert. Durch den Heutrockner, die brauchen auch viel Strom. (...) Wenn du mitkommen willst, musst du dich dauernd ändern, da musst du arbeiten, dass du mitkommst. Weil wenn du da nicht mitkommst dann geht nichts mehr. (L2)

Gewiss ist nur, dass man nie sicher sein kann, wie es weitergeht. In den Interviews wurden folgende Beispiele genannt: es wurden Ferienwohnungen gebaut ohne zu wissen ob je genügend Gäste kommen werden; Schweine wurden bestellt, ohne zu wissen ob der Stall rechtzeitig fertig werden würde; Investitionen wurden getätigt, auch wenn die Milchpreisentwicklung nicht vorausszusehen war.

Der Arbeitszeitaufwand, den eine Veränderung mit sich bringt, ist sehr schwer einzuschätzen. Doch damit haben sich die LandwirtInnen schon abgefunden und finden auch immer eine Lösung. Eine Bäuerin im Partyservice bringt es auf den Punkt:

Dann haben wir uns gedacht, das ist super. Wenn wir einmal im Monat einen Auftrag bekommen, dann sind wir zufrieden. Und jetzt hätten wir 2-3 Mal die Woche zu tun. Jetzt muss ich manchmal auch absagen, weil wenn das nur nebenbei läuft, dann ist es schwer. Und damals habe ich auch noch nicht gewusst, dass ich 2 Enkelkinder haben werde. (...) Dann kann man nicht so viel Zeit investieren. (...) Man wirft sich nur oft in etwas hinein, wo man vorher nicht genau weiß wie viel Arbeit es ist.

Manchmal ist wirklich viel Arbeit. Aber im Moment geht alles gut und wenn wir es nicht mehr im Stande sind zu machen, lassen wir es eben. Oder wir müssen Jüngere motivieren, oder ein bisschen die Älteren austauschen.

Bei der Umstellung auf einen neuen Betriebszweig ist der Arbeitsaufwand besonders schwer berechenbar. Doch auch dieser Landwirt, der auf Obstbau umstellen möchte, sieht der Zukunft mit Gelassenheit entgegen.

Ich informiere mich selbst über den Obstanbau, mache Kurse und dann werde ich auch ein paar Leute anstellen, wenn es soweit ist. Wahrscheinlich kommt da doch eine große Arbeit auf mich zu, aber das sehe ich eigentlich nicht als Problem. (L6)

Am Beispiel Internet zeigt sich wie schnell Veränderungen passieren, die Gewöhntes verdrängen. In der Landwirtschaft hat sich diese Entwicklung vor allem auf den Urlaub am Bauernhof ausgewirkt.

Auf alle Fälle war das Internet ein großer Schritt, das hätte ich nie geglaubt. Erst vor kurzer Zeit haben wir die Anfragen noch über das Telefon bekommen, das ist vielleicht 4-5 Jahre her. Da hat jeder übers Telefon angefragt, heute ist oft, dass die ganze Woche, das ganze Monat niemand anfragt (...) Was das nächste ist, keine Ahnung, da lasse ich mich überraschen. Das sollen die Jungen dann machen. Es ist auch sehr interessant zu sehen wie sich das schnell verändert. (L10)

Ein weiteres Beispiel einer unvorhersehbaren Entwicklung ist die Wirtschaftskrise. Einmal mehr wird klar wie alle Sektoren zusammenhängen und von einander abhängig sind. Nun stellt sich vor allem für Direktvermarkter die große Frage, ob die Leute noch genug Geld haben um sich im Verhältnis teurere Lebensmittel mit höherer Qualität und Regionalitätsbezug zu kaufen. Dieser Bauer sorgt sich daher über die Zukunft.

Haben die Leute noch Geld oder nicht? Kaufen sie noch ein? Weil es hängt ja alles zusammen. Ich denke immer an die Sachen, aber viele denken wie die Napolitaner: Oggi ho mangiato, domani vediamo! (Heute habe ich gegessen, was morgen ist, werden wir sehen!). Und wenn die Zeiten schlecht werden, dann hilft uns der Käse auch nichts mehr. Dann haben sie kein Geld mehr ihn zu kaufen. Geld braucht man eben immer, besonders wenn schlechte Zeiten sind. (L1)

Was als nächstes kommt, weiß niemand und ist auch fern jeglichen Vorstellungsvermögens. Trotzdem will man sich weiterentwickeln und nicht auf dieselbe Art und Weise weitermachen wie in der Vergangenheit. Deshalb ist der einzige Ausweg, sich daran zu gewöhnen, sich anzupassen und zu lernen mit ungewisser Zukunft zu leben. Das folgende Statement beschreibt diese grundsätzliche Ungewissheit:

Wenn ich heute alles mit der Hand mähen müsste, ich würde es nie tun. Aber sicher hätten es die anderen Arbeiter dann auch viel anstrengender. Ich weiß es nicht. Das ist genau das gleiche wie heute und in 50 Jahren, kann auch total anders sein. Vielleicht haben sie dann eine Mähmaschine, die alles von alleine mäht, einen Roboter. Heute melken die Roboter ja schon. Das kommt alles, nur können wir uns eben nicht vorstellen, wie

das dann alles sein wird. Und in 50 Jahren werden die Leute dann auch sagen, so wie vor 50 Jahren möchte ich nicht leben. (L4)

#### **4.1.6. Auf Entwicklungen zum richtigen Zeitpunkt reagieren**

Um sich neu anpassen zu können, versuchen die LandwirtInnen auf Trends und Entwicklungen zu reagieren. Dafür ist sowohl ein fundiertes Wissen, als auch eine permanente Weiterbildung und Informationsbeschaffung nötig. Es stellt sich aber gerade in der heutigen, schnell wandelnden Zeit als schwer heraus, Trends, die sich über einen längeren Zeitraum erstrecken, zu erkennen. Zum richtigen Zeitpunkt eine Idee umzusetzen und die Tätigkeit dann auch erfolgreich auszuführen, sind wohl die größten Herausforderungen. Der Vorreiter hat es jedoch, wie bereits oben erwähnt, aufgrund häufiger Kritikausübung nicht einfach. Ein Landwirt bringt es auf den Punkt:

Es braucht den richtigen Zeitpunkt oder den richtigen Menschen, der immer um die gewisse Länge voraus ist und nicht hinten nach. Der erste, wenn er es gut macht. Es ist durchaus möglich, dass jemand etwas ein paar Jahre gut macht, sonst kann es auch schief gehen, wenn es jemand nicht gut macht. Aber dann sind schon die nächsten da, weil sie alles abschauen. Und dann müsste man schon das nächste im Ärmel haben. (L12)

Einige LandwirtInnen haben es geschafft, bestimmte Änderungen genau zum richtigen Zeitpunkt vorzunehmen. So wurde ein Stall in der Zeit umgebaut, in der es noch einen Beitrag von 50 % der Investitionssumme gab, Ferienwohnungen in Zeiten des Wirtschaftsaufschwungs fertig gestellt und Holzschindeln für Dächer gespalten, als sie einen großen Absatz hatten. Auch der Partyservice, so meint eine Bäuerin, ist zum optimalen Zeitpunkt initiiert worden, da die Menschen nun wieder traditionellen Werten und Speisen Bedeutung schenken.

Genauso hält ein Landwirt jetzt den Bau eines neuen, mit Wasserkraft betriebenen E-Werks mit Staumauer, für den richtigen Zeitpunkt:

Energie ist heute der Renner und Strom braucht es in Zukunft immer mehr oder sicher nicht weniger. Es ist heutzutage auch günstig E-Werke zu bauen durch die grünen Zertifikate, die der Staat kauft. Da gibt es Förderungen. Der Staat fördert das, dass der Anteil an erneuerbarer Energie nach oben geht. (...) Ein gewisser Anteil muss grüner Strom produziert werden. Deshalb ist die Rentabilität günstig. (L11)

Während einige schon den richtigen Zeitpunkt gefunden haben, warten andere noch darauf. Ein Bauer möchte ein Biogeschäft von Verwandten in Verona mit seinem produzierten Fleisch beliefern. Doch dazu fehlt ihm bis jetzt die richtige Struktur zur Fleischverarbeitung. Dennoch blickt er optimistisch in die Zukunft und setzt alles daran, seinen Plan in die Tat umzusetzen:

...da kann man auch versuchen mit Fertigprodukten ins Geschäft einzusteigen. Und in Verona würde es schon noch etwas brauchen, da ist auch ein Kanal, wo du nicht allzu weit entfernt Absatzchancen hast und das brauchst du (...). Da muss ich zum richtigen Zeitpunkt das machen und es braucht auch eine Beratung und eine Struktur. (L9)

Andere wiederum haben zu spät gehandelt und den richtigen Zeitpunkt verpasst. So erklärt eine Familie, dass sie mit dem Bau des Käseraumes die anstehende Hausanierung abgewartet haben, obwohl sie mit der Käseproduktion schon einige Jahre früher begonnen hatten.

Wir haben das Haus umgebaut, eine Käserei gemacht, vielleicht ein bisschen zu spät. Wir haben alles zusammen im Jahre 2003 umgebaut. Die Käserei hätten wir aber schon früher machen sollen. (L1)

Ein Landwirt gibt den Sarner Bäuerinnen und Bauern selbst Schuld, dass sie oft Trends nicht erkennen, nicht zum richtigen Zeitpunkt handeln und deshalb im Vergleich zu anderen Tälern in Sachen Fortschritt nachhinken. Er stuft das wirtschaftliche und ökologische Wissen der Bäuerinnen und Bauern als zu gering ein und sieht dies mit als Grund für die hohe Anzahl an NebenerwerbslandwirtInnen. Er hält den LandwirtInnen auch vor, dass sie in Gasthausgesprächen aufgegriffene Aussagen weitererzählen ohne deren Richtigkeit zu hinterfragen und nachzuprüfen:

Im Vergleich zu anderen Tälern in Südtirol sind wir im Fortschritt ein bisschen hinten. Sonst müssten vielleicht weniger Bauern einem Nebenerwerb nachgehen, weil die Betriebe mehr tragen würden. Unsere Betriebe werden hier rein ökologisch geführt, das ist keine Höchst- sondern eher eine Mindestleistung. Da kennt kaum jemand das botanische Wesen. Die Pflanzen, die müsste man schon kennen. Bei den Bauern wird so abgehakt und kritisiert, obwohl er nie nachgerechnet hat wie viel der Strom wirklich kostet. Deswegen halte ich nicht viel von den Gasthausgesprächen, das ist Geschwätz, hat nicht den Fortschritt gebracht. (L9)

#### **4.1.7. Kooperationen**

Mit der Herausforderung die Arbeitsbelastung einzugrenzen, wird den LandwirtInnen die Notwendigkeit von Kooperationen in unterschiedlicher Form immer bewusster. Obwohl diese Art der Bewirtschaftung mit dem Streben nach Autonomie schwer vereinbar ist, werden auch im Sarntal immer mehr Arbeitsgemeinschaften und Interessentschaften gegründet. Teilweise gehört auch eine Gastwirtschaft zur Interessentschaft, die von den Mitgliedern mit Beiträgen und Eigenleistung aufgebaut wird. Durch die Gastronomie auf der Alm ist es einfacher einen Hirten zu finden, der die Bewirtschaftung der Hütte zu seinem Vorteil nutzt, dafür eine kleine Pacht zahlt, aber gleichzeitig auch das Hirten übernimmt.

Weiters gibt es Genossenschaften, wie das Fernheizwerk in Sarntal, die aus LandwirtInnen und AbnehmerInnen bestehen. Durch diese Kooperation haben die

Bäuerinnen und Bauern einen permanenten Absatz für ihr Holz. Außerdem wird nun ein Wasserkraftelektrizitätswerk gemeinsam genutzt. Ein Bauer erzählt von seiner neuen Kooperation und der gemeinsamen Stromvermarktung:

Jetzt sind wir dabei mit der Genossenschaft noch einmal ein E-Werk zu bauen, und das bestehende zu vergrößern, weil ich eine Wasserkonzession habe. Das E-Werk war schon in den 30er Jahren, dann ist es Mitte der 50er Jahre erneuert worden und in den 90er Jahren habe ich es erweitert und auf den heutigen Stand gebracht. Und jetzt besteht eine Verteilergenossenschaft (...) Dass diese Genossenschaft überleben kann, bauen wir jetzt ein E-Werk, durch das sie den Strom dann den Verteilern verkaufen können. Diese sind auch Mitglieder, Käufer und Verkäufer. Ich bin beteiligt mit einer Eigenproduktion, weil ich schon ein eigenes E-Werk habe. Derzeit gehört es mir alleine und jetzt tun wir das alles zusammen. Mir bleibt noch der schon bestehende Anteil und ich bekomme vielleicht auch ein bisschen mehr. Wir führen diese E-Werke dann zusammen und vermarkten den Strom gemeinsam. (L11)

Zu den Arbeitsgemeinschaften im Sarntal zählen unter anderem der Partyservice und die Arbeitsgruppe Urlaub auf dem Bauernhof. Der Partyservice „Ollerhond Selbergmochts“ besteht aus 11 Bäuerinnen und einem Bauer, die Buffets mit selbstgemachten Produkten anbieten. Die Palette reicht von Würsten, Geräuchertem und Käse über selbstgemachte Kuchenschnitten und Brot.

Die Arbeitsgruppe Urlaub auf dem Bauernhof hat 4-5 Mitglieder, die Ideen für Angebotsmöglichkeiten sammelt, und diese dann versucht den Feriengästen schmackhaft zu machen. Außerdem werden gemeinsame Veranstaltungen und Aktivitäten organisiert:

Beim Urlaub auf dem Bauernhof bin ich ein bisschen dabei jetzt. Wir haben eine Arbeitsgruppe gebildet. Wir arbeiten zur Zeit ein Werbeprospekt aus und wir müssen uns eben das eine oder andere einfallen lassen, was den Gast anspricht und was wir ihm bieten können, dass wir das richtig dem Gast rüberbringen können. (...) Das ist eine Eigeninitiative vom Urlaub auf dem Bauernhof. Da sind alle vom Sarntal, die unter Urlaub auf dem Bauernhof eingetragen sind, sind die Mitglieder. Wir sind unsere 4-5, die das ausarbeiten, und sagen das könnten wir verbessern und wie können (...) wir den Gästen Urlaub auf dem Bauernhof schmackhaft zu machen. (...) Wir machen Wanderungen mit ihnen, wir machen Tiroler Abende mit ihnen und so planen wir, dass wir alle gemeinsam zusammen etwas organisieren. Einmal tut der eine etwas mit den Gästen, einmal der andere. Das ist so eine Gemeinschaft. Aber wir sind eben zu 5., die das ausarbeiten und sagen das und jenes wäre zu tun, das machen wir. Ob sie uns dann alle mitziehen, ist eine andere Frage. Das funktioniert gut, es ist Arbeit in dem Sinne nicht. Das Ausarbeiten, die Ideen finden, bis da alles passt und bis für jeden das richtige zugeschnitten wurde, das dauert schon. (L10)

Zwei Landwirte, die schlagkräftige Maschinen hatten, sind früher für den Maschinenring gefahren und haben für andere Bäuerinnen und Bauern die Arbeit erledigt. Besonders gut hat es funktioniert, als Mais für die Silage angebaut wurde. Dass der Maschinenring damals genutzt wurde, die Heuernte aber bis heute noch von jedem

Bauern selbst erledigt wird, kann damit erklärt werden, dass zu jener Zeit die Maissilage neu war.

Früher waren Kooperationen eine Selbstverständlichkeit. Heute sind zwar nur mehr wenige Arbeitskräfte am Betrieb, aber es wäre trotzdem möglich die Maschinen untereinander auszuleihen:

Und wenn man heute über Maschinenkooperationen redet, dann haben wir früher bei einer gewissen Betriebsgröße kein Pferd gehabt, weil der Betrieb zu klein war, ein Pferd in der Mittelklasse, 2 Pferde in der Oberklasse. Also da hat jeder Bauer, der sich kein Pferd leisten und er es auch nicht füttern konnte, dann ist das tadellos gegangen die Pferde auszuleihen, das war eine Tradition. Die haben die Äcker und alles schon so eingestuft gehabt, dass das technisch möglich war. Viele Bauern haben jetzt zwei Schlepper, sie sind schon alleine, aber die könnten schon manchmal aushelfen. Es ginge, aber der Wohlstand, der andauernd ist, ermöglicht es nicht. Aber das wird auch wieder kommen. Und früher war das Tradition. (L9)

Beim Maschineneinsatz werden in Zukunft verstärkt Kooperationen stattfinden müssen, ist ein Landwirt überzeugt. Die Bäuerin bzw. der Bauer muss lernen nicht dem Nachbar beweisen zu müssen, dass sie/er sich dieselbe Maschine leisten kann, sondern seinen Stolz abzulegen und eventuell um Hilfe zu bitten. Die meisten LandwirtInnen meinen immer noch, dass bei der Heuernte jeder seine eigene Maschine besitzen muss.

Beim Maschineneinsatz kann man aber immer noch Gelder sparen und da werden die Bauern in Zukunft auch umdenken. Ich z.B. brauche keine Maschinen. Es werden verstärkt oder sogar nur mehr Kooperationen gegründet. Die Bauern müssen den Stolz ablegen, dass wenn der sich die Maschine leistet, kann ich sie mir auch leisten. Und sie dürfen auch nicht zu schön sein einen anderen Bauern zu beten ihm die Maschine auszuleihen. Sehr gute Bezahlung und Trinkgeld geben zahlt sich mehr aus als eine eigene Maschine, die sich beim Herumstehen entwertet. Es besteht die Notwendigkeit einer Sensibilisierung der Menschen. Bei der Heuernte brauche ich meine Maschinen, meinen die meisten. Man kann aber auch weniger mähen, dann erntet dir der Partner es. Es ist alles nur eine Organisationsfrage. (L7)

Ein anderer Landwirt spricht sich aufgrund begrenzter Arbeitskräfte und Zeitdruck gegen Maschinenkooperationen aus:

Maschinen haben wir alle selber, keine gemeinsam. Es ist gemeinsam fast nicht möglich, weil wenn schönes Wetter ist, ein jeder Heu ernten will. Heute sind auf den meisten Höfen nur mehr 2, höchstens 3 Leute, deswegen wird samstags und sonntags immer gearbeitet. (...) dann kann nicht der eine dem anderen das Heu ernten, wenn er es selbst noch zu tun hat. Das ist hier auf dem Berg unmöglich. (L2)

Es wird auch von negativen Erfahrungen mit Kooperationen berichtet. Ein großes Problem, von dem vor allem Bäuerinnen berichten, sind die Konflikte unter den Mitgliedern der Gemeinschaft, da unterschiedliche Charaktere, Ideen und Meinungen aufeinandertreffen und ein jeder versucht, diese auch durchzubringen:

Es ist oft ein bisschen schwierig in der Gruppe, weil eine jede ihre Ideen hat. Und die eine ist so, und die andere anders. Aber es geht schon. Man muss oft ein bisschen abdämpfen und auch durchschlagen können und nicht darauf warten, dass die anderen immer alle herrichten. Und wenn einmal etwas vergessen wird, muss ich mir irgendetwas erdenken. Es ist ja immer ein Ausweg. (L11)

#### **4.1.8. Aufbau sozialer Netzwerke**

Die Bedeutung von sozialen Netzwerken, wie es beispielsweise auch bei Kooperationen der Fall ist, ist den Bäuerinnen und Bauern vielleicht oft nicht bewusst, wird aber in den Interviews immer wieder unterstrichen. Einige LandwirtInnen sind mehr darauf angewiesen, andere weniger. Die Netzwerke werden im Dorf, in Vereinen, in der Familie, in der Landwirtschaftsschule, durch Interessentschaften oder sonstige Kooperationen, durch den Nebenerwerb und vor allem durch die Direktvermarktung geknüpft.

Im Sarntal gibt es einige landwirtschaftsbezogene Vereine wie die Bauernjugend, den Grauviehzuchtverband oder den Viehversicherungsverein. Einige LandwirtInnen haben auch noch Kontakt zu den ehemaligen Mitschülern aus der Landwirtschaftsschule.

Im ländlichen Raum ist das Dorf Mittelpunkt des Geschehens und Plattform für neue Ideen und Aktivitäten. Es werden laufend Meinungen und Informationen ausgetauscht. So werden auch soziale Kontakte im Dorf selbst gebildet, die wie im folgenden Fall, unterstützend und beratend sein können. Die Bäuerin erzählt von den Anfangsschwierigkeiten beim Partyservice aufgrund gesetzlicher und steuerrechtlicher Rahmenbedingungen. Zu Hilfe kam den Bäuerinnen eine Unternehmensberaterin aus dem Dorf.

(...) und über die gesetzlichen und steuerrechtlichen Bestimmungen wurden wir unterrichtet. Das hat uns den Rest gegeben. Dann haben wir gesagt: (...) „Nein, das lassen wir bleiben.“ (...) Dann ist einer Bäuerin aus der Gruppe eingefallen, dass sie eine Frau kennt, die gerade das Wirtschaftsstudium abgeschlossen hat, im Sarntal wohnt und Unternehmensberaterin ist. (...) Dann sind wir zu ihr gegangen und sie hat uns gesagt: nur nicht nachgeben und nur nicht aufgeben. Sie hat uns die beste und billigste Form empfohlen, und das war eine Genossenschaft. Dann haben wir eine Genossenschaft gegründet und auch einen Notar gefunden, der uns das für wenig Geld gemacht hat. (L11)

Neue Ideen und Gedankenanstöße kommen oft durch Verwandte und Bekannte. Eine Bauernfamilie erzählt wie ihr freiwilliger Helfer sie auf die Idee gebracht hat, das eigene Fleisch über Internet zu vermarkten und ihnen seine Unterstützung zugesichert hat. Den Kundenstock haben sie wiederum durch seinen Bekanntenkreis und durch eigene Verwandte und Freunde aufbauen können.

Auf den Fleischverkauf kamen wir durch den freiwilligen Arbeiter. (...) Der freiwillige Helfer hat uns unterstützt indem er gesagt hat, dass er uns hilft und Kunden sucht. Er hat einen Freund, der Metzger ist, und der hat uns alles schön aufgeschnitten damit wir es nur noch einpacken können. (...) Wir haben immer schon freiwillige Helfer gehabt und derjenige hat uns auch gesagt wir sollten das (mit dem Internet) einmal probieren. (...) Ich muss sagen, wir haben auch eine Menge Glück, weil er einen großen Freundes- und Verwandtenkreis hat, der beliefert wird und der wird auch immer größer. Dann beliefern wir schon auch ein paar im Sarntal und Bekannte von uns, wo man auch immer welche dazu findet. Deswegen funktioniert es auch ganz schön. Wir haben bis nach Meran Kunden. (L2)

Besonders in der Direktvermarktung und im Urlaub auf dem Bauernhof sind soziale Netzwerke von großem Vorteil. Da gehen die Bekanntschaften durch den Tourismus oft über die Landesgrenzen hinaus. So erzählt ein Bauer, dass er das ganze Jahr über selten ins Dorf, nie ins Gasthaus geht und kein Mitglied irgendeines Vereins ist, und nun schon mehr Personen italienischer Muttersprache als Sarntaler kennt. Die Familie hat aber auch Abnehmer und Freunde aus Deutschland, woher sie immer neue Inputs bekommen.

Durch Verwandte hat ein Landwirt Kontakte zu einer Mitinhaberin eines Biogeschäftes in Verona, in welchem er eventuell auch sein Fleisch aus dem Sarntal verkaufen könnte.

Ich habe Beziehungen zu einem Geschäft in Verona. Von meinem Firmipaten die Tochter ist Mitinhaberin. Die haben ein 350m<sup>2</sup> großes Biogeschäft. Das ist alles teurer, es gibt auch in Verona 10 % reiche Leute und die kaufen dort ein. Dort wird auch vom Sarntal Werbung gemacht. Da kann ich noch nicht liefern. Dort könnte ich auch biologisch einsteigen. Da brauche ich auch einen Raum (zur Fleischverarbeitung). (L9)

Wenn man nicht die nötigen Kontakte hat, kann eine noch so tolle Idee schief gehen. Ein Bauer, der für zwei Jahre eine Pferdepension betrieben hat, erklärt, dass er aufgegeben hat einerseits wegen nicht optimaler Ausreitbedingungen, aber auch aufgrund fehlender Bekanntschaften im Pferdeverein.

Sonst wäre es (die Pferdepension) eine gute Sache, weil in Bozen viele Leute wären, die Interesse daran hätten. Aber die gehen dann auch irgendwohin wo es optimal funktioniert. Ich war auch viel zu wenig im Pferdekreis drinnen. In diesem Geschäft musst du die Leute kennen und sie dich. Das hat sich dann alles nicht so ergeben... (L6)

Die sozialen Kontakte können politische und finanzielle Unterstützung leisten, die oft von Nöten sind. So zählt ein Bauer die zahlreichen Vereine und Organisationen auf, bei denen er Mitglied ist. Aufgrund dieser Tätigkeiten kann er anderen LandwirtInnen und sich selbst oft weiterhelfen.

Bin beim Kulturverein, beim Bauernbund war ich 25 Jahre und 15 Jahre Bauernbund Bezirk, im Gemeinderat bin ich, in der Baukommission, in der Friedhofskommission. Ich bin im Heizwerk, in der Viehverwertung, beim E-Werk als Gesellschafter im Energiebereich, bei der Interessenschaft, in 2 Gremien der Volkspartei (...)Jetzt bin ich im Koordinierungs- und im Par-

teiausschuss. (...) ich bin jetzt schon 25 Jahre dabei. Ich bin gleich nach der Bauernjugend in den Bauernbund hineingekommen als Obmannstellvertreter, der Cousin war mein Chef. Das sind die Organisationen, die ich vertrete; nicht so wenig zu tun. Ich habe Maschinen gehabt. Eine Zeit lang war ich auch bei den Schützen und da habe ich 2 Kirchen renoviert. Dann habe ich das aufgehört und bin dann in den Bauernbund. In einigen Ämtern sind Freunde, die einen unterstützen und auch Sponsoren machen, die mir helfen von allen Seiten, das ist auch wichtig. Es geht ja nicht um große politische Interessen, die Sarnen sind nie für das gewesen. (L9)

#### **4.1.9.      Abschauen und anpassen**

Durch das Sozialkapital wird man auch oft auf Ideen für Projekte oder neue Aktivitäten aufmerksam, die abgeschaut und dann an den eigenen Betrieb angepasst werden. Zeitungsartikel geben oft neuen Input und sind Anstoß für neue Ideen. Versammlungen und Lehrfahrten behandeln meist aktuelle Themen, Entwicklungen und Veränderungen.

Dann kommt die Idee durch die Presse. Wenn heute ein neues Gesetz erlassen wird, dann wird das veröffentlicht und durch das weckst du Ideen. Dann liest er und er denkt: könnte sein, dass ich da vielleicht etwas machen kann oder das könnte gut für mich sein oder das brauche ich jetzt genau und jetzt geht es. Das macht viel aus und dann kommen Diskussionen. Dann durch die Versammlungen auf Bezirksebene, Ortsebene, Landesebene, dass das in Referate vorgetragen wird. Dann wird gefragt und das Interesse geweckt. (L9)

Ideen kommen sehr oft durch gemeinsame Diskussionen auf. Eine Bäuerin erzählt von der Arbeitsgruppe Urlaub auf dem Bauernhof:

Durchs Lesen, der eine oder der andere bietet oft dieses oder jenes an, dann fällt einem ein, das könnte ich auch machen. Gerade in der Gruppe, wo wir sind, hat einer eine Idee und dann wieder der andere. Und so muss sich jeder dann aussuchen ob er das umsetzen kann auf seinem Betrieb oder nicht. (L10)

Ist eine Idee erstmals da, können durch Besichtigungen vor Ort, Abschauen und Beobachten vielfach Fehler vermieden werden. Oft stellen sich die Vorreiter als Berater zur Verfügung. Auch professionelle Beratungen werden in Anspruch genommen, da die Veränderungen immer individuell angepasst werden müssen.

Die Projekte werden viel abgeschaut, wir gehen viel schauen und dann wird gefragt wie es geht, geht es gut, geht es schlecht und warum habt ihr das getan. Wir haben auch hier beim Heizwerk viele Fehler ausgeschaltet, weil wir mindestens 20 angeschaut und überall die Fehler studiert haben. Da konnten wir viel vermeiden. (L9)

Auch die Idee einen Partyservice zu organisieren kam auf, nachdem man auf andere Bäuerinnen, die dies bereits angefangen hatten, aufmerksam wurde. Diese wurden um Beratung gebeten. Die Bereitschaft der Beratung bringt positive Wechsel-

wirkungen mit sich, da KundInnen untereinander ausgetauscht und teilweise Aufträge aufgrund Zeitmangels weitergegeben werden.

2000 bin ich Vertreterin von den Bäuerinnen in Durnholz gewesen und wir sollten Krapfen auf dem Waltherplatz beim Bauernherbst in Bozen machen. Da habe ich die Kastelruther Bäuerinnen gesehen, mit ihren Stand und dem Mittagkochen und ich habe mir gedacht: „das können wir auch“. (...) Es gibt schon viele Partyservices, in Kastelruth und im Ahrntal. Mit denen haben wir uns dann auch getroffen und sie haben uns beraten. Und jetzt, wenn wir mal keine Zeit haben, gebe ich ihnen (den Kunden) die Telefonnummern von den anderen. (L11)

In Verbindung mit Nachahmung und Ideenfindung wird die Wichtigkeit der Offenheit und des Blickes über den Tellerrand hinaus angesprochen:

Mir wäre ein fundiertes Grundwissen bei den Bauern wichtig und dass man der Jugend ermöglicht einen Beruf zu erlernen und auch mal über den Tellerrand zu blicken. So sollen sie auf die Idee kommen: Wenn bei ihm das funktioniert, müsste es eigentlich bei mir auch klappen. Es gäbe doch einiges, was man ausprobieren kann, wir haben uns ja immer wieder angepasst. (L7)

Eine Nachahmung ist aber nur bis zu dem Punkt möglich, bis der Markt gesättigt ist. So berichteten zwei Landwirte, dass sie darüber nachdachten Käse zu produzieren, es aber dann doch sein ließen, da es ihrer Meinung nach schon genug Käseproduzenten im Sarntal gibt. Finden sich nicht mehr genügend KundInnen, setzt ein Verdrängungsprozess ein und der/die HerstellerIn mit dem niedrigsten Preis steigt als GewinnerIn aus.

Wir haben schon auch darüber gesprochen Käse zu machen, aber meine Meinung war, dass es schon einige Käseproduzenten gibt, die schon sehr sehr gut sind. Und dann muss man auch einmal so gut werden, wie sie sind und irgendwann ist der Markt auch gesättigt von den kleinen. Und dann setzt schon wieder ein Verdrängungsprozess ein. Dann geht es wieder darum wer es billiger macht. (L12)

Deshalb ist ein Betriebsleiterehepaar sogar davon überzeugt, dass man etwas anderes machen muss als die anderen. Wichtig ist ihrer Meinung nach, dass die Ausübung zum/r LandwirtIn und zum Betrieb passt.

Wir sind eher Aussteiger, das tun nicht so viele bei uns da. Wenn wir vorher gefragt hätten, hätten sie uns für verrückt erklärt. Da fragt man lieber nicht. Wir haben das auch nicht in der Familie groß besprochen. Das haben wir einfach so entschieden, weil du musst schauen wie es zu dir passt. Der eine hat wieder eine ganz andere Sache, z.B: Milchwirtschaft. Der sagt, nein das würde nie gehen. Da muss jeder für sich selbst entscheiden, da kannst du nicht tun, wie die anderen tun. Weil wenn der eine ins Wasser reinpatscht, musst du nicht mitpatschen. Da musst du immer selber schauen wie weit du steigst. Dann wirst du auch nur nass, da musst du immer ein bisschen zurückhalten. (L2)

#### 4.1.10. Diversität

Auffallend ist, dass alle Bergbauernhöfe eine hohe Diversität aufweisen. Kein Betrieb ist nur auf einen Betriebszweig spezialisiert, es gibt immer mehrere Einkommen aus den unterschiedlichsten Sparten. Von den zwölf befragten Bäuerinnen und Bauern gehen fünf sowohl einem außerlandwirtschaftlichen, als auch einem landwirtschaftlichen Nebenerwerb nach; drei stützen sich auf einen Nebenerwerb außerhalb des Betriebes, weitere drei haben einen Nebenerwerb am Betrieb. Ein Landwirt bezeichnet sich als Hobbybauer und geht keinem Nebenerwerb nach. Die zwölf befragten Bäuerinnen und Bauern üben folgende Aktivitäten aus:

##### Nebenerwerb außerhalb des Betriebes:

- handwerkliche Berufe: Tischler, Elektriker, Maurer usw.
- Öffentliche Dienstleistungen: Winterdienst, Schülertransport, Forstarbeiten
- Private Unternehmer: Versicherungsunternehmer
- Gastronomie: Restaurantbesitzer, Partyservice

##### Nebenerwerb am Betrieb:

- Direktvermarktung: Käse, Fleisch, Speiseeis
- Stromverkauf an ENEL durch E-Werk
- Holzverkauf an Fernheizwerk Sarnthein
- Spalten von Lärchenschindeln und Zaunbau
- Ferienwohnungsvermietung bzw. Urlaub auf dem Bauernhof
- Reitstallvermietung
- Nischenproduktionen: Christbäume, Energiehölzer

Diese Liste spiegelt eine große Vielfalt und Verschiedenheit an den Betrieben wider. Eine Bäuerin führt diese hohe Diversität auf die Tatsache zurück, dass es schon immer so war, weil im Berggebiet aufgrund der benachteiligten Bedingungen ein Betriebszweig nicht ausreicht, um davon zu leben:

Ja, es braucht viele Sachen, wo man stehen kann, nur eine Sache ist hier bei uns nicht möglich. Auch früher hatte man Holz und Milch und alles. Es ist auf solchen Höfen nicht möglich. Man kann nicht so viel von etwas produzieren, dass man von dem leben kann. Das ist nicht möglich. (L2)

Ein anderer Bauer wiederum hält es für möglich, dass man sich auf einen Betriebszweig spezialisieren und auch davon leben kann, will es aber nicht, da ihm Herausforderung und Genugtuung besonders wichtig sind:

Ich schaue, dass ich flexibel bleibe, dass ich mich nicht nur auf eine Sache konzentriere. Ich wäre auch nicht der richtige dafür, sich auf ein

Standbein zu konzentrieren, das würde mir zu wenig geben. Ich sehe aber den Nachbarn, der immer noch seine Kühe hat und auch noch recht gut damit lebt. Nach dem ist es nicht gesagt, dass es nicht funktioniert. Irgendwie will ich aber schon immer irgendetwas Neues. (L6)

Eine andere Erklärung für die hohe Diversität ist die schnelle Veränderung in der jetzigen Zeit. Man kann sich nie nur auf eine Sparte stützen, da einmal der Preis des einen Gutes und einmal der des anderen nach oben bzw. unten geht und deswegen immer ein gewisses Risiko besteht, das durch die Vielfalt an Aktivitäten ausgeglichen wird.

Früher hat man immer gesagt, wenn schwache Erträge waren in der Landwirtschaft, da hat es immer schon wieder einmal harte Zeiten gegeben. Aber da hat man sich immer schon gesagt, eigentlich ist immer eines gut gegangen. Entweder es ist das Holz gut gegangen, oder das Vieh oder die Milch. Und dann hat man sich eigentlich immer schon die Optionen ein wenig offen gehalten. Weil wenn man in einem nicht so gut verdient, verdient man eben im anderen Ort mehr. Und so hat man versucht den Kreis aufrecht zu erhalten weil man sich da vom Einkommen her auch gegenseitig ergänzt hat. (L8)

Mit dieser Aussage ist die Redundanz, d.h. das Verfügbar sein von ungenutzten Ressourcen und Kapazitäten um bei sich wandelnden Bedingungen von einer Aktivität zur nächsten zu wechseln, erklärbar. So wird vor allem von einer gelegentlichen Waldnutzung gesprochen um den Wald gesund zu halten und eine Erholung zu garantieren.

Eine Bäuerin, die Urlaub auf dem Bauernhof betreibt, spricht von einer ständigen Erweiterung ihrer Angebote ohne dabei ein anderes wegzunehmen, da es in Zukunft wieder aktuell werden könnte. Auch dies ist Ausdruck von Redundanz:

Wir versuchen dem Gast viele verschiedene Sachen zu bieten. Aber alle Angebote bleiben immer aktuell. Da würden wir gar nicht auf die Idee kommen, die Räder wegzutun. Das ist da, und wer sie nehmen will, der kann es machen. Ich denke man soll niemals das wegnehmen, was bereits ist, sondern immer neue Sachen dazunehmen. Vielleicht kommt es dann in ein paar Jahren an und man muss schauen das aufrecht zu erhalten. (L10)

Es wird allerdings als schwer empfunden, Diversität zu schaffen, da entweder zu wenig Zeit dafür besteht, oder es aufgrund schnell wandelnder Umstände und Trends schwierig ist, sich auf etwas festzulegen.

Das zweite Standbein ist sicher wichtig, nur ist es sehr hart. Gerade wie es sich z. Z. immer wieder schnell verändert. Weil vor drei Jahren hat es einmal danach ausgesehen, als ob die Schafe ganz gut gegangen wären. Jetzt haben schon viele Leute umgestellt auf Schafe und schon wieder ist vorbei der Trend. Ja, dieses Spezialisieren kann gut, aber auch gefährlich sein. (L12)

#### **4.1.11. Flexibilität und Weltoffenheit**

Je mehr der Mensch im jungen Alter sieht und im Stande ist aufzunehmen und zu wissen und neugierig ist, umso beweglicher und flexibler ist er auch im späteren Leben. (L7)

Anhand dieses Zitats sehen wir, dass Flexibilität vor allem mit Wissen, Neugierde, Diversität und Mut verbunden wird. Die meisten LandwirtInnen versuchen flexibel zu sein. Dies wird von den Bäuerinnen und Bauern durch die bereits erwähnten verschiedenen Standbeine erreicht. Deswegen ist es wichtig Neues auszuprobieren, um bei sich wandelnden Bedingungen eine Alternative zu haben.

Jene LandwirtInnen, die davon überzeugt sind, dass man es nur von der Landwirtschaft alleine nicht schafft, flexibel zu sein, setzen auf das außerlandwirtschaftliche Einkommen.

Wieder andere sind flexibel in Bezug auf ihre Wirtschaftsweise. So käme für einige LandwirtInnen sowohl die Kälberaufzucht oder der Obstbau, als auch die Käseproduktion in Frage. Die Entscheidung fällt dann auf das, was am Betrieb möglich ist und was eine höhere Rentabilität aufweist.

Ich bin offen für andere Sachen. Wenn ich heute weiß, ich stelle den Betrieb um, z.B. auf Äpfel, wenn ich wissen würde sie wachsen, dann würde ich das sofort tun. Dann ist die Arbeitserleichterung da, dann hänge ich nicht soviel. Es ist nur im Sommer die Arbeit nicht soviel im Winter. Aber das ist hier nicht möglich. (L4)

Der Vorschlag eines Landwirts, dem die Erhöhung der Flexibilität und der Weltoffenheit der Jungen sehr wichtig erscheint und am Herzen liegt, lautet:

Jeder, der den Hof übernehmen will, soll ein Jahr nach Frankreich und Schweden gehen. Je mehr du hinaus kommst in die fremde Welt, desto mehr wird dir bewusst, dass überall nur mit Wasser gekocht wird und dass es manchmal hier noch lange am schönsten ist und dass man alles wieder zu schätzen weiß.

#### **4.1.12. Kundenanpassung und Marktorientierung**

Erstmals im Zeitalter der Landwirtschaft müssen sich die Bäuerin und der Bauer Weltmarktbedingungen anpassen und auf Feedbacks der Kunden reagieren und daraus lernen. Die Bedürfnisse der Gesellschaft treten in den Mittelpunkt, was für ihn aufgrund der vorher herrschenden Subsistenzwirtschaft eine große Umstellung bedeutet. Heute ist der/die KundIn wählerischer und auch die Konkurrenz ist nicht zu unterschätzen. Ohne eine Kundenorientierung findet jedes noch so tolle Produkt keinen Absatz.

Doch dies erscheint den LandwirtInnen bereits als selbstverständlich. Über die Veränderung der Gesellschaft und die Anstrengung der Bäuerinnen und Bauern als LebensmittelproduzentInnen zu bestehen, berichtet ein Landwirt:

In Zukunft muss man schauen, gestern war eben wieder eine Diskussion, wie der Bauer die Lebensmittel produziert, weil er ja Lebensmittelproduzent wäre. Aufgrund dessen, dass sich die Gesellschaft verändert hat, stellt sich nun die Frage was man in Zukunft macht, weil man ja Lebensmittelproduzent bleiben will, um auf dem Markt zu bleiben und der Mensch ein gesundes Lebensmittel hat. Früher hat es die Energie gebraucht mit dem weißen Speck und heute braucht es eben die leichtere Versorgung. (...) Es wird sich wahrscheinlich aufs jüngere Fleisch konzentrieren. Dass das Vieh früher geschlachtet wird, dass es noch jung ist, die Leute wollen heute ein weiches Fleisch. Die Frauen wollen nicht mehr drei Stunden das Gulasch kochen, dazu hat heute niemand mehr Zeit. (L8)

Entscheidungen treffen, indem man Marktlücken sieht und versucht diese umzusetzen, das ist wohl die größte Herausforderung für die LandwirtInnen. Die Bäuerinnen und Bauern setzen nun auf Qualität und achten darauf, was der/die KundIn verlangt.

Da schaue ich auf die Qualität und was der Bürger verlangt, da muss ich mich auf den Markt orientieren. Wenn er es nicht verlangt, dann wird es nichts nutzen. Das ist das A&O. Wenn er nicht will was ich habe, dann werde ich das nie absetzen können. Da habe ich die falsche Beratung oder die falsche Information oder zu wenig Wissen. Oder der Betrieb ist nicht passend dafür. (L9)

Manchmal wird aber die Herausforderung und der Zeitaufwand der Vermarktung unterschätzt, denn auch ein gutes Produkt verkauft sich nicht von alleine.

Damit ein Produkt bzw. eine Dienstleistung erfolgreich bleibt, müssen fortlaufend Verbesserungen durchgeführt werden. Wichtig ist dabei, dass Feedbacks wahrgenommen werden und auf diese reagiert wird. So stellte ein Betriebsleiterhepaar anfangs 2kg-Laiben Käse her, nun aber nur mehr kleinere, da sich diese besser verkaufen. Es kommt auch auf die kleinen Veränderungen und Anpassungen an. Eine Bäuerin erzählt von ihren Urlaub-auf-dem-Bauernhof-Gästen:

Die Gäste waren nicht nicht zufrieden, aber ein Gast, der am Anfang gekommen ist, hat das (Haus) voll angenommen, und es war toll und ist auch wieder gekommen. Aber ein neuer Gast, der hat schon bei der Anfrage, wenn es so Richtung 90er ging, gefragt ob eine Dusche im Zimmer ist usw. Da hat man schon gewusst: ah, das sind die ersten Verbesserungen, die man vornehmen muss, weil der Gast fragt schon nach einer eigenen Dusche und einem eigenen WC. (L10)

Ein Produkt muss auch so hergestellt werden, dass der/die KundIn sofort etwas damit anfangen kann. Das ist vor allem in der Direktvermarktung von Bedeutung. Die „hausfrauengerechte Herstellung“ wurde mehrmals erwähnt. So soll z.B. Fleisch so bearbeitet werden, dass es der Hausmann bzw. die Hausfrau direkt verwenden

kann ohne es vorher teilen zu müssen. Dadurch bekommt der/die LandwirtIn einen höheren Preis und der/die KonsumentIn kauft günstiger ein als beim Metzger und hat die Garantie der Herkunft.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist, dass das Produkt schön hergerichtet wird, da das Auge immer mitisst. So berichtet ein Landwirt von der Käseherstellung:

Praktisch kauft das Auge, der Mensch ist saublöd. Weil die Italiener nehmen gleich viel (Käse) mit, wenn nicht mehr, aber nur kleine Sachen. Zum Verschenken oder zum Anschneiden. Dann hast du nur einen kleinen Laib zum Anschneiden und zum Essen und sonst hast du eben den großen Laib. Aber so nehmen sie trotzdem immer viel mit. Den Mensch kannst du so täuschen wie du willst. Grips brauchst du. (...) Und wenn du verschiedene Formen hast, z. B: Stangen. Das ist immer nur das Auge, das mitisst. Wir machen jetzt zwar alle nur rund. Aber wenn du den gleichen Käse, den gleichen Teig, die gleiche Sorte Käse in verschiedenen Formen hättest... Egal wie viele Formen du hast, sie kaufen dir alle Formen ab. (L1)

Doch werden einem/r LandwirtIn bei diesen Bemühungen der Produktbearbeitung und -verschönerung Stolpersteine durch die EU-Agrarpolitik in den Weg gelegt. Zur Fleischverarbeitung braucht es nun einen Verarbeitungsraum, der den EU-Richtlinien entsprechen muss, um das Produkt an die KundInnen verkaufen zu dürfen.

#### **4.1.13. Synergien suchen**

Der Begriff Synergie wird dort genutzt, wo „durch das Zusammenwirken oder die Kombination von Faktoren ein anderer, z. B. größerer Effekt erzielt wird als es der Summe der getrennten, voneinander unabhängigen Einzelwirkungen entspricht“ (HOFMAN 2005, 483).

In der Landwirtschaft tritt dieser Effekt in unterschiedlichsten Variationen auf. Manchmal bedingt eine Aktivität eine andere um die Ressourcen besser auszunützen zu können (Molke, als Nebenprodukt der Käseerzeugung wird an Schweine verfüttert). Während der Vollziehung einer Veränderung wird eine zweite gleichzeitig erledigt, da Arbeitskräfte und Ressourcen zur Verfügung stehen (Bau). Übergangsweise wird ein Objekt auch oft über einen bestimmten Zeitraum für einen anderen Zweck hergenommen als den ursprünglich geplanten, um die Ressourcen auszunützen. So wird eine Wohnung, die zu einem späteren Zeitpunkt als Wohnort für Altbäuerin und –bauer dienen wird, übergangsweise als Ferienwohnung verwendet.

Diese Synergieeffekte werden in den Interviews sehr oft genannt, wenn auch nicht bewusst. So werden besonders oft beim Bau von Wirtschaftsgebäuden oder Hausanierungen zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Ein Bauer erzählt, wie er in

nächster Zukunft einen Stadelumbau und gleichzeitig den Freistallbau, der nun für die Kälberhaltung Pflicht ist, plant. Ein anderer Landwirt berichtet von der Haussanierung und dem gleichzeitigen Bau von Ferienwohnungen, wobei das Einkommen durch die Vermietung nicht als zentraler Erwerb gesehen wird.

Man will auch ein bisschen „weitermurksen“ und dann baust du eben Ferienwohnungen. Sie wurden 1999/2000 gebaut. Ich habe das Haus saniert und dann hat es sich angeboten, weil ich viel Platz gehabt habe und die Isolierung auch gemacht hätte werden müssen. Somit hat es sich fast angeboten die Ferienwohnungen zu machen. Wie gesagt, jetzt bin ich froh, jetzt ist überall im Haus eine Heizung und man vermietet sie (die Wohnungen) eben ein bisschen. (L6)

Gebäude werden sehr oft doppelt genutzt. Es werden entweder zweistöckige Häuser aufgestellt, in denen sich im unteren Stock ein Geräte- oder Fleischraum oder sonstiges befindet und im oberen Stock die Wohnung für den Hofnachfolger bzw. eine Ferienwohnung.

Nicht nur bei der Gebäudeausnutzung, auch im Maschinenbereich werden die Synergiewirkungen deutlich, sowohl bei der Maschinenanschaffung, als auch beim Auslasten der Maschinen. Ein Landwirt, der die Schneeräumung ausübt, hat früher über den Maschinenring auch Mais geschnitten, um die Maschinen richtig auszulasten. Beim Maschinenkauf, wird jene Maschine gekauft, die einen Doppelnutzen hat, auch wenn die Anschaffung von zwei Geräten im Verhältnis günstiger gewesen wäre.

Metrac habe ich 1996 gekauft (...) mit dem konnten wir dann kreiseln und zusammen machen. Das war anstrengend, wenn es nur einer getan hat. Und Mist auflegen, das war sehr wichtig, das war eine Wohltat und mit einem Seilwind haben wir Holz aufgelegt und transportiert. Der ist viel zum Einsatz gekommen. Das hätte ruhig eine andere Maschine sein können, für Mist und Holz hatte es diesen gebraucht. In den Wiesen wäre eine leichtere Maschine besser. Wenn wir damals einen leichteren und einen Traktor angeschafft hätten, wäre es im Verhältnis günstiger gewesen, aber eben eine Maschine mehr. (L5)

Ebenso wird bei der Auswahl der Betriebszweige das Prinzip der Synergien angewendet. Ein Betriebsleiterhepaar produziert sowohl Käse und hält Schweine. Das Abfallprodukt Käsewasser wird dadurch nicht in die Güllegrube geleert, sondern dient als Nahrung für die Schweine. Gleichzeitig ist der Fleischvorrat der Familie gedeckt.

Wir haben 6 Schweine, die wir im Freien halten. (...) Wir halten sie wegen der Molke, weil wir Käse machen. Wir lassen sie 140 kg schwer werden, schlachten sie dann und kaufen Junge mit 12 Wochen. Wir machen nämlich Käse und geben ihnen deswegen das Käsewasser (Abfallprodukt), weil es schade wegzuleeren wäre. (...) Und aus dem Schwein bekommt man ja Speck und Fleisch und das ist ja ganz etwas Gutes. (...) So nebenher geht es gut. Es ist für mich zwar eine Arbeit, aber ich bin so ein „Dreckfack!“ (Schmutzfink), deswegen mache ich das schon

gerne. (...)Zu mir kommen auch Gäste und den Speck hätten sie immer gerne, von dem könntest du nicht genug machen. Aber das Schwein hat ja mehr als nur Speck. Deswegen haben wir gesagt wir geben sie ganz her. Du verdienst zwar nicht viel, aber was soll's. So ist das Käsewasser zumindest aufgefressen. Sonst musst du alles in die Güllegrube leeren und die ist dann auch schnell voll. (L1)

## **4.2. Leitwerte der Bäuerinnen und Bauern**

### **4.2.1. Arbeitsbelastung eingrenzen und Lebensqualität steigern**

Trotz der vielen Nebenerwerbsbäuerinnen und -bauern und der hohen Arbeitsbelastung wird ein großes Augenmerk auf die Entlastung der Familienmitglieder gelegt. Die Familie stellt immer noch den Mittelpunkt des Lebens dar und die Arbeit wird so organisiert, dass genug Zeit für einander zur Verfügung steht und niemand unter der Ausübung der Landwirtschaft leidet. Je nachdem wo die Familie im Lebenszyklus steht, wird die Arbeit reduziert bzw. erhöht. Sobald die Kinder größer und selbstständig sind, ergeben sich vor allem für die Bäuerinnen neue Möglichkeiten des Nebenerwerbs. Meistens müssen die Kinder dann auch, sofern nötig und möglich, selbst mit anpacken.

Beim Partyservice ist es jetzt möglich, weil die Kinder doch schon größer sind und auch mithelfen können und man ihnen auch zumuten kann einmal alleine zu sein. Sonst kannst du das nicht machen. (L2)

Es wurden verschiedene Möglichkeiten ermittelt, nach denen die LandwirtInnen die Arbeitsbelastung reduzieren. So wird z.B. die anfallende Arbeit anders organisiert, oder es findet eine Betriebsumstellung statt. Wichtig erscheint den Bäuerinnen und Bauern auch, dass die Folgen einer Veränderung am Betrieb genau überdacht werden sollten.

Unter der Änderung der Arbeitsorganisation versteht man z.B. die Anstellung einer zusätzlichen Arbeitskraft, eine Extensivierung am Betrieb durch Reduktion des Viehbestandes, der Alpengang über den Sommer oder auch den Erwerb von Maschinen bzw. eine Gebäudeerneuerung zur Arbeitserleichterung und -verminderung. Auch die Benutzung des Internets anstatt des Telefons wird als Arbeitsreduzierung genannt. Die Anstellung einer permanenten Arbeitskraft wird nur als potenzielle Möglichkeit genannt, jedoch bis jetzt von keinem/r der InterviewpartnerInnen in die Realität umgesetzt. Meist wird der Betrieb so umstrukturiert, dass die Kernfamilie im Stande ist die anfallenden Arbeiten zu erledigen.

Es wird in der Familie abgesprochen und es werden gemeinsame Entscheidungen getroffen. Wenn ich zurückdenke, in den Jahren 2000-05, als ich in der Gemeindeverwaltung tätig war, war ich von der Gemeinde aus viel unterwegs. Somit war ich oft nicht hier und damals haben wir

auch geschaut, dass es die Kinder und die Frau zusammen nicht zu anstrengend haben und haben geschaut, weniger Vieh zu halten. (L11)

Eine weitere Möglichkeit der Familienentlastung ist die Umstellung des Betriebes auf einen anderen Erwerbszweig (Schweine, Aufzucht, Obst). Die Umstellung erfolgt entweder nur für eine bestimmte Zeitspanne als Übergangslösung oder schrittweise. Die LandwirtInnen versprechen sich dadurch größere Unabhängigkeit und Arbeitsreduzierung.

Momentan versuche ich ziemlich, auch bedingt durch meinen Job, dass man sagt, man betreibt eine Aufzucht und verkauft eine junge Milchkuh. Was ja auch interessant ist, wenn man zeitlich begrenzt ist. Mehr als 8-10 Kühe ist nicht möglich, wenn nur die Frau ist und ich teilweise. Dann hat man sich eigentlich konzentriert auf die Aufzucht, weil man da dem Vieh nur das Heu gibt und sie dann alleine lässt. Das ist eben viel weniger Arbeit, die Aufzucht. Aufgrund dieses Jobs versucht man eben mehr Aufzucht zu machen und weniger Milch zu liefern. (L8)

Die Idee mit den Äpfeln habe ich schon seit 10 Jahren, aber es ist sich nie ausgegangen, weil immer etwas anderes dazwischen gekommen ist. Und dann hat die Milch doch immer soviel gebracht, dass du sie nicht aufgegeben hast. Aber jetzt sind wir an einem Punkt angelangt, an dem ich mittelfristig umstellen möchte. Das mit der Milch geht nicht mehr, auch rein arbeitstechnisch wird es bald nicht mehr gehen. Wenn mein Vater einmal nicht mehr ist, dann werde ich verrückt mit meinen Kühen. Dann möchte ich irgendetwas anderes. Und wie es zur Zeit ist, ist Obst noch attraktiver. Sicher ist dort auch ein harter Markt. Aber es ist einfacher zu bewerkstelligen als ein Viehbetrieb. Nebenbei werde ich auch ein bisschen freier. (L6)

Die Planung und das Voraussehen des Arbeits- und Zeitaufwands durch eine Veränderung am Betrieb ist, wie schon erwähnt, die schwierigste Aufgabe und oft auch unmöglich. So wird versucht, den Mehraufwand mit der zur Verfügung stehenden Zeit zu vergleichen und abzuwägen, ob dieser auch mit einem Mehrverdienst gerechtfertigt ist. Die Veränderung wird dann entweder durchgeführt, wobei eventuell etwas anderes hintan gestellt werden muss, oder aber bei Zeitmangel fallen gelassen.

Was ganz wichtig ist, wenn man eine Änderung vornimmt, ist zu berücksichtigen, wie viel Arbeits- und Zeitaufwand es in Anspruch nimmt und wie viel steht mir zur Verfügung. Und zweitens, wenn ich sage, ich mache den Schritt, dann werde ich wahrscheinlich etwas hinten lassen müssen. Und dann muss ich mir die Frage stellen, was mir finanziell mehr bringt. Bringt mir mehr, wenn ich die Umstellung mache, ist die Zeit mit dem Mehrverdienst gerechtfertigt? Das sind die zwei Komponenten, die stimmen müssen. (L8)

So wird auch manchmal ein möglicher und rentabler Nebenerwerb gar nicht wahrgenommen, da dies mit weiteren Änderungen am Betrieb und mit einem zu hohen Arbeitsaufwand verbunden wäre. Die meisten LandwirtInnen würden andere und neue Tätigkeiten wie z.B. Direktvermarktung, Bauernmarkt, Obstanbau, Urlaub auf dem Bauernhof, Umstellung auf biologische Landwirtschaft usw. sehen, jedoch ste-

hen dem Großteil nicht genug Zeit bzw. nicht genügend Arbeitskräfte zur Durchführung zu Verfügung.

Geben würde es auch Urlaub auf dem Bauernhof, aber das fangen wir nicht mehr an, das ist kompliziert. Da müssten wir das Haus noch umbauen. Es ist gut gebaut das Haus, aber es hat doch überall Holzböden und ist nach dem alten Stil gebaut. Und die Junge (Schwiegertochter) geht, wenn es wieder möglich ist, in ein Büro zurück. Urlaub auf dem Bauernhof ist eine große Arbeit, stelle ich mir vor. Die lassen dann die Kinder da und sie wollen frei sein und du musst darauf schauen. Und wenn sie hofeigene Produkte essen wollen, musst du das auch wieder machen und das ist alles eine große Arbeit. (L5)

Dennoch ist festzuhalten, dass es für die meisten LandwirtInnen eine große Herausforderung darstellt, die Arbeitsbelastung im erträglichen Bereich zu halten. Einigen gelingt es auch nicht, weshalb die Freude an der Landwirtschaft nachlässt und diese oft sogar als Belastung und Stressfaktor gesehen wird. Die geringe Freizeit und die nötige permanente Präsenz am Hof werden als störend und als Einschränkung der Lebensqualität empfunden.

Irgendwann willst du auch einmal am Abend deinen Feierabend oder irgendwohin fahren, ohne dass du alle Hebel in Bewegung setzen musst. (...) Zur Zeit ist es bei mir so, dass es mit den Kühen zuviel Arbeitsmasse ist. Ich sehe das Vieh als eine totale Belastung. Wenn ich drei Tage nicht heim kommen würde, wäre das Feuer auf dem Dach. Der Schwager muss arbeiten gehen, der Vater schafft es auch nicht. Das ist nicht angenehm, wenn du weißt, du könntest nicht einmal richtig ins Krankenhaus gehen. Sicher, gehen tut es immer, aber es ist nicht angenehm. Eine richtige Sicherheit gibt es keine. (L6)

Besonders in Verbindung mit einem Nebenerwerb steigt die Arbeitsbelastung stark an. Ausspannen und Urlaub machen sind für den Großteil der LandwirtInnen undenkbar. Die Arbeiten am Hof fallen in der Freizeit an. Die Ausführung eines Nebenerwerbs ist laut einer Bäuerin nur für einen bestimmten Zeitraum möglich, da einem die ständige Doppelbelastung über den Kopf wächst. Ihrer Meinung nach wird die Anzahl der Bäuerinnen und Bauern im Nebenerwerb in Zukunft wieder abnehmen:

(...) oder sie haben einen Beruf, mit dem sie dazuverdienen. Das ist auch sehr sehr schwierig, ich weiß es von meinem Mann. Es war schwierig, obwohl wir ja nur einen Minibetrieb haben, arbeiten gehen, Heim kommen, und daheim wartet auch wieder die Arbeit auf dich. Und das auf Dauer ist einer nicht im Stande. So lange jemand jung ist, geht es, aber sobald jemand Richtung 50 geht, dann wird das alles zuviel. Dann ist irgendwann genug. Ich denke mir, dass sich das in Zukunft noch mehr ändern wird. Es sind zu viele Bauern im Nebenerwerb (...) und die Arbeiten fallen alle nach 7 Uhr abends an, wenn sie heimkommen oder am Samstag. Und das ist irgendwann... es hat keinen Sinn mehr, es bringt nichts mehr. (L10)

Durch diesen Zustand wird oft die Familie in den Hintergrund gestellt und vernachlässigt. Im Kampf ums Überleben werden die eigenen Interessen und das eigene

Wohl außer Acht gelassen und das Einkommen in den Mittelpunkt gestellt. Eine Bäuerin stellt fest:

Die Arbeitsbelastung wird nicht abgewogen, für gewöhnlich hat immer einer alles über. Wenn die anderen alle arbeiten, wem bleibt daheim dann die Arbeit? Die Mütter schaukeln alles. Wir zwei gehen immer in den Stall. Weiberwirtschaft. (L3)

Somit bleibt die Arbeit am Hof meist einem oder wenigen. Besonders Bäuerinnen werden oft durch die schwere körperliche Arbeit stark belastet. So berichtet eine Betriebsleiterin über die harte Arbeit an ihrem Betrieb und dessen Folgen:

Alle 3 (Söhne) sind sie lieber im Stadel, weil es ihnen im Feld zu heiß ist. Nur ich bin im Feld. Wir haben doch ziemlich viel mit der Hand zu rechnen und haben auch nur eine kleine Mähmaschine. Die Männer wollen nicht mit der Sense mähen, deswegen muss ich es machen. Und ich habe bald schon so Rückenschmerzen, dass ich es nicht mehr schaffe. Das ist schon ein bisschen schwer. Man muss sich immer bücken und alles mit der Hand mähen, weil man gewisse Hänge mit keiner Maschine mähen kann. Bis jetzt ist immer alles gegangen. Sonst müssen eben der Mann oder die Kinder es übernehmen. Nur bis jetzt war es immer so, dass die Kinder einfach nicht wollten. (...) Wenn sie arbeiten gehen, bleibt es bei mir hängen. Dann macht man eben was man kann, aber manchmal habe ich solche Rückenschmerzen, dass ich fast nicht mehr aufkomme. Die kommen aufgrund des schweren Arbeitens und des Hebens der schweren Kübel. Aber wer tut es, wenn nicht ich, wenn sonst niemand hier ist? Dann musst du eben. (L1)

#### **4.2.2. Festhalten an Traditionen, Idealismus**

Bemerkenswert ist der hohe Stellenwert der Tradition im Leben der Sarner Bäuerinnen und Bauern. Dies wird durch verschiedenste Aussagen untermauert und immer wieder zur Sprache gebracht. Der/Die SarnerIn legt viel Wert auf seine/ihre Bräuche und Sitten und führt diese auch gerne und mit Stolz aus.

Ein Sarner ist auch gern ein Sarner. Das spielt auch mit ein, dass er festhält am bäuerlichen Betrieb. (L7)

Die Tradition im Sarntal spielt dabei eine wichtige Rolle. Einige Beispiele: Den Sarnern musste man das Tragen der Tracht nicht erst neu beibringen. Die Tracht wurde immer beibehalten, Frauen haben sechs verschiedene Gewänder. Auch die Jungen tragen die Tracht mit einer Selbstverständlichkeit, z.B. Erstkommunion. Die alten Leute hängen an den Traditionen und wenn man älter wird, wird man gleich. (L7)

Ein Beweis dafür, dass viel unternommen wird, um die bäuerliche und kulturelle Tradition aufrecht zu erhalten und der Jugend aufzuzeigen und weiter zu geben, ist die Eröffnung des Bauernhofes als Kulturstätte. Dort werden Bräuche aufgegriffen und es finden verschiedenste kulturelle Veranstaltungen statt, die sowohl für Touristen als auch für Einheimische offen sind. Das Haus hat einen großen Erfolg und wird von allen, sowohl jung als auch alt, mit Begeisterung angenommen.

Das Einhalten von Traditionen hat neben den positiven, aber auch seine negativen Seiten. Ein Landwirt empfindet dieses Festhalten als nicht dem Fortschritt dienlich. Es beeinträchtigt Innovationen, neue Erwerbsmöglichkeiten werden nur langsam gewagt und sind mit anfänglicher Kritik begleitet. Ein Beispiel macht die Situation deutlich:

In Durnholz hat ein Bauer Salat gesetzt. In der Nacht wurde er von anderen abgemäht, weil es hieß in Durnholz setzte man keinen Salat im Acker, weil es nicht Brauch ist. Das Anhänglichsein kann somit das andere schon hemmen. Der Mensch muss deswegen die richtige Einstellung finden, indem er selber denkt und sich nicht treiben lässt von dem was die anderen sagen, was zu tun ist. (L7)

Wichtig ist es auch wieder in diesem Fall ein Gleichgewicht zwischen Tradition und Moderne zu finden.

Bedingt durch diese zentrale Stelle des Brauchtums im Leben der Bergbäuerinnen und -bauern, spielen auch die Hofübergabe und -weiterführung eine bedeutende Rolle. Es ist für die LandwirtInnen nicht nur eine Verpflichtung den Hof irgendwie weiterzuführen, sondern eine Verpflichtung den Hof so zu führen, dass er wieder an die nächste Generation weitergegeben werden kann. Mit dieser Argumentation ist auch die Persistenz einer hohen Anzahl an Betrieben erklärbar:

Der Mensch hängt an seiner Scholle. Das ist das Erbgut, das er bekommen hat, und das hat er beim Vater so gesehen und macht es so weiter. Das ist sicherlich der größte Grund dafür, wieso die Leute das noch machen. Und Folge dessen fühlen sich die Leute teilweise dazu verpflichtet, auch den Brüdern gegenüber. (...) Die Verpflichtung das Erbgut weiterzuführen, das ist meiner Meinung nach einer der ausschlaggebenden Punkte. (L8)

Ein weiterer ausschlaggebender Punkt für die Überlebensfähigkeit der Betriebe ist der Idealismus der Bergbäuerinnen und Bergbauern. Dies spiegelt sich vor allem in der bereits erwähnten, durch den Nebenerwerb bedingten, Doppelbelastung wider. Ein Bauer erklärt, dass dieser, durch die Not verursachte Ausweg, den Charakter der Sarnerinnen und Sarner beschreibt:

Heute gehen auch viele Frauen teilweise nach Bozen putzen weil die Nachfrage da ist, wenn er (der Bauer) nicht gehen kann. Die versuchen mit allen Mitteln zu überleben. Das ist zwar nicht eine schöne Sache, aber eine Notlösung um nicht zu verarmen (...) Sie brauchen nicht viel Urlaub machen, das brauchen sie nicht. Sie wollen es erhalten. Da sind die Sarner sensibel. Das ist ein Charakter, sie wollen möglichst viel schaffen, da ist ein Ehrgeiz dahinter. Ich will besser sein als der andere. (...) Das zwingt die Not und das ist nur der Idealismus. Nicht das Geld. Er macht mit dem Idealismus die Wende. (L9)

Der Idealismus der Bergbäuerinnen und -bauern zeigt sich auch in der Bewirtschaftung der Betriebe. So sind für die meisten LandwirtInnen eine natürliche Bewirt-

schaftung und ein ökologischer Kreislauf ohne übermäßigen Futterzukauf und die Ausnützung der vorhandenen Flächen sehr wichtig.

Wir haben immer gesagt Milch stellen wollen wir nicht, weil du erstens immer eine Menge hinauf fahren musst, bis du die Milch hinunterfahren kannst. Nur mit Heu und Grummet, da rinnt die Milch nicht. Da musst du immer Kraftfutter dazukaufen, und das kommt uns nicht richtig vor, das ist kein richtiger Kreislauf. Da produzierst du eine Menge Mist, dann weißt du wieder nicht wohin damit. Es ist nicht ganz gesund. Und das ist uns wichtig. Andere sagen: Das ist uns gleich, wir wollen das Geld. Das ist einfach Ansichtssache. (L2)

#### **4.2.3. Freiheit und Autonomie**

Besonders stark war bei den befragten Bäuerinnen und Bauern das Streben nach Freiheit und Autonomie erkennbar. Der Weg zurück zur Selbstversorgung wird wieder aktuell. Das soziale Netzwerk bleibt aber entweder mit KundInnen durch den Ab-Hof-Verkauf oder mit Verwandten und Freunden erhalten.

Das beste Beispiel dafür, dass der/die LandwirtIn nun frei sein will, ist eine Bauernfamilie, die keine Direktzahlungen bezieht, weil sie so wirtschaften will, wie es ihr gefällt und deswegen eine höhere Viehbestandsdichte hat. So werden 10 Kühe und 10 Kälber und Einjährige auf 5 ha Wiese gehalten. Der Ausstieg aus der MILA wurde vollzogen, da die Genossenschaft nicht mehr den erwünschten Milchpreis auszahlte und so das Milch stellen laut den Berechnungen des Landwirtes kein Gewinn mehr erzielte und unrentabel wurde. Zu jener Zeit wurde der gesamte Verdienst aus dem Nebenerwerb für die Erhaltung des Betriebes ausgegeben. Heute wird durch die Käseherstellung ein höherer Literpreis erzielt.

Vieh haben wir eher mehr (im Vergleich zur Fläche), weil wir keine Beiträge beziehen. (...) Weil dann müsstest du dich an die ganzen Vorschriften halten und wir könnten nicht so viele Kühe haben. Und das wollen wir nicht. Weil er alles tun und machen will wie er will, weil das Vieh uns gehört, sagt er, und nicht den anderen. Das stimmt auch. So bekommen wir eben keine Beiträge. (L1)

Die Unabhängigkeit, die Autonomie, die Selbstversorgung und das „niemandem etwas schuldig sein“, treten immer mehr in den Vordergrund. Der Bauer erzählt auch, auf welche Weise er es schaffen möchte, aus Angst vor der Zukunft, autonom zu werden:

Wir müssen kein Wasser, kein Abwasser bezahlen, wir haben alles selber. Den einzigen Strom, den wir kaufen müssen. Und da wollten wir auch noch schauen eine Photovoltaikanlage aufzubauen, weil ich mit der Zeit total unabhängig werden möchte. Und wenn du alles selber hast, dann kannst du auch immer überleben, weil leben könnten wir schon. Aber wenn du heute denkst z.B. wenn man keine Arbeit hat und nichts mehr verkauft... Sicher würde sich dann das alles umstellen müssen. (L1)

Die Suche nach Autonomie und Selbstversorgung findet sich auch im Bau des Heizwerkes wieder. Der Erlös bleibt im Tal, der Kreislauf bleibt bestehen und die Selbstversorgung ist gegeben, davon ist ein Landwirt überzeugt:

Ein Heizwerk hat den großen Vorteil, dass man eine eigene Versorgung hat, man ist Selbstversorger. Gut, dass man auf das immer wieder zurückkommt. Man muss ja nicht das Öl tausende von km herfahren. Man braucht ja viel Energie, damit wir das herbringen. Zweitens kommt der Erlös, der aus dem Heizwerk kommt, bleibt im Tal. Weil wenn das Öl hergekauft wird, dann geht das Geld auch wieder dort hin. Das ist somit auch ein Wirtschaftszweig, ein Kreislauf. Man kommt auch interessanterweise immer wieder auf das Thema zurück dass man sagt: Die Selbstversorgung ist ja immer noch das Beste in einer gewissen Hinsicht. (L8)

#### **4.2.4. Regionalität**

Auch das Thema der Regionalität wird mehrmals während den Interviews angesprochen. Die Bäuerinnen und Bauern erhoffen sich eine große Chance durch die regionale Vermarktung ihrer Produkte, besonders aufgrund der immer häufiger auftretenden Lebensmittelskandale. So wird auf das Vertrauen der KundInnen gegenüber dem/r LandwirtIn gezählt. Wenn der Markt klein ist, kann man sich einen guten Kundenstock aufbauen, sind die LandwirtInnen überzeugt.

Durch das Auftreten der Lebensmittelskandale rund um das Gammelfleisch usw. ist es bereits viel Wert zu wissen, was du kaufst und was du dabei hast. Die regionale Produktion und das regionale Kurzschließen von Produzenten und Konsumenten wird in den Vordergrund rücken, bringt weitere Chancen und dem Produzenten ein gutes Geschäft. (L7)

Ein Landwirt hält es auch für nötig durch Zusammenarbeit zwischen Tourismus, Gastronomie, Handel und Landwirtschaft die regionale Produktion zu stärken. Da sind auch einige Vorbilder zu nennen, die den Bäuerinnen und Bauern Mut machen nicht nur Qualität zu produzieren, sondern diese auch zu einem angemessenen Preis abzusetzen.

Der Koch Hintner kocht manchmal im Fernsehen und das schaue ich mir an wegen den Produkten, die er verwendet. Er nimmt regionale Produkte und hat gesagt: das ist Fleisch vom Grauvieh aus dem Sarntal. Sein Lieferant ist ein großer Abnehmer, der Metzger Windegger. Herr Windegger will nur 1a-Qualität. Bestellt eine Menge, zahlt besser und nimmt Vieh aus dem Sarntal. Der will nur das Beste und das ist sein Markt. Da kann man daraus lernen, denn du bist im Stande es zu verkaufen. Du musst nur auch im Stande sein das Beste zu produzieren. (L9)

Eine Initiative in Sachen regionaler Produktion ist auch der Partyservice, der nur selbstgemachte Produkte aus dem Sarntal anbietet. Auch dadurch wird die Wirtschaft im eigenen Tal gefördert.

Es sind allerdings nicht alle LandwirtInnen der Meinung, dass einheimische, qualitative Produkte einen hohen Anklang finden. Ein Bauer bemängelt vor allem die Zu-

sammenarbeit mit der Gastronomie, mit der er durch die Speiseeisherstellung bereits Erfahrungen gesammelt hat:

Es sind ganz wenige, die es kaufen weil es ein einheimisches Produkt ist oder qualitativ einfach wertvoller ist. Oder wenn jemand denkt er unterstützt ja ... Es ist nicht nur das Eis allein, es hängt ja so viel zusammen. Es wird mehr auswärts verkauft, im Sarntal ist ganz ganz wenig. Der Profit im eigenen Land wird nicht anerkannt. (L12)

Regionalität bedeutet aber auch, dass die Eigenheiten der Region, bzw. die natürlichen Gegebenheiten des Tales berücksichtigt werden. Nicht jedes Tal hat dieselben Möglichkeiten, jedes hat gewisse Vor- und Nachteile:

Das Sarntal ist ja groß und 52 km lang, und da herrschen je nachdem andere Bedingungen: Im Pensertal sind steile Berge und ebene Wiesen, in Durnholz sind steile Wiesen und ebene Berge und dort wird viel Latschenöl produziert. Die Leute in Durnholz, wenn sie es schwieriger haben, sind viel künstlerischer, kultureller und lebendiger. Die haben viel mehr zusammenhalten müssen, auch vom handwerklichen Geschick her, da das Leben viel schwerer war. Da musste sich der Mensch viel mehr einfallen lassen. Im Pensertal ist es umgekehrt. Wenn man sie anschaut sind sie heute auch viel disziplinierter und saubere Leute auch von der Tracht her. Aber die mussten sich nicht so sehr anstrengen, weil ihnen die Natur viel mehr gegeben hat. Da wirst du automatisch nachlässiger. Und das siehst du auch im Volk. Was die einen ernst und genau nehmen, nehmen die anderen halb so ernst und genau. Das ist eigentlich gemein, aber interessant. (L9)

#### **4.2.5. Freude und Genugtuung**

Ein Großteil der LandwirtInnen ist davon überzeugt, dass die Freude, die Passion und die Zufriedenheit der BetriebsleiterInnen ausschlaggebend für den Erfolg des Betriebes sind. Viele der Befragten haben einen großen Stolz mit dem, was sie aufgebaut haben und das ihnen gehört. So sagt eine Bäuerin, die Mitglied des Partyservices ist:

(...) ich hätte mir nie gedacht, dass wir im Stande sind, das alles auf die Beine zu stellen. Aber es haben uns auch alle richtig dabei geholfen. Wahrscheinlich ist das also eine gute Idee gewesen. (...) Es ist sehr interessant und lustig und das ist wichtig. (L11)

Wichtig ist außerdem, dass jeder das macht, was einem gefällt und auch gut liegt. So erzählt eine Bäuerin, dass sie das Fleischzerlegen nicht mag und deswegen nie Fleisch vermarkten könnte. Ein Bauer hielt fest, dass er nie auf einem Bauernmarkt seine Produkte verkaufen könnte, da er nicht der richtige Mensch dafür sei.

Damit die Arbeit Freude macht, muss sie aber auch rentabel sein:

Es ist eben so, wir wollten nicht Milch stellen und dann musst du eine Sparte suchen, damit du den Betrieb weiterführen kannst. Wenn es sich nicht rentiert, dann hast du auch keine Freude. Wenn du nur arbeitest und es geht dann auf mit dem Geld, dann verlierst du die Freude. Und so kannst du sagen es ist nicht weiß Gott was, aber es hat zumindest einen

Sinn. Damit wir einfach wissen wieso wir das tun. Wir müssen nicht sagen, dass wir weiß Gott was verdienen, aber wenn wir uns vergleichen mit denen, die nur mit den Händlern arbeiten, dann ist das wirklich etwas anderes. (L2)

Ein weiterer Punkt, der den Bäuerinnen und Bauern am Herzen liegt, ist, dass die Arbeit eine Herausforderung darstellen sollte, da sie sonst lieber einer anderen Tätigkeit nachgehen möchten. Dabei kann die Arbeit auch sehr anstrengend werden, die Freude bleibt aber erhalten. Eine Bäuerin erzählt von ihrem Arbeitsablauf:

Wir müssen in der Früh zwar schon ein bisschen früh aufstehen, so gegen 10 nach 4, da er (Ehemann) schon um fünf arbeiten geht und ich nicht alleine in den Stall gehen will. Aber das ist nur Gewöhnungssache, dafür gehen wir abends um 8, halb 9 Uhr schlafen. Und mir ist es recht so, weil man den ganzen Tag über nirgends hinkommt, wenn man nicht sofort morgens anfängt. (L1)

Auch ein anderer Landwirt erwähnt, dass der Nebenerwerb für ihn einen großen Aufwand darstellt, er ihm aber trotzdem Freude bereitet und ihn deswegen nicht aufgeben will:

So kommst du auch unter die Leute und ich mache es auch gerne. Sonst müsstest du es auch aufgeben, weil es auch viel Zeit braucht. Aber für das, was man gerne macht, findet man auch immer die Zeit. (L6)

Immer wieder wurde erwähnt, dass es spannend sei, wenn man unter Leute kommt, Neues sieht und kennen lernt und dadurch das, was man hat, zu schätzen weiß. Die Bäuerin erzählt über den Partyservice:

Aber es läuft recht gut, ich bin sehr zufrieden. Es macht auch Spaß. Daheim ist es immer das gleiche und wenn man länger irgendwo ist, dann schätzt man das, was man hat, nicht mehr so. Und da bekommen wir Lob, weil die Leute die selbstgemachten Sachen nicht mehr bekommen und auch nicht mehr machen. (...) Und ich glaube es gefällt allen. Manche gehen gerne, manche machen lieber zu Hause etwas. Jeder tut das, was er gern tut. (L11)

Im Großen und Ganzen sind die meisten Bäuerinnen und Bauern zufrieden mit ihrem Leben und denken positiv, besonders wenn sie es mit den Lebensbedingungen von früher vergleichen.

Nein, aber wir leben ja gut bei uns da. Man darf ja nichts sagen. Das einzige ist, dass man viele Stunden macht, aber sonst geht es uns ja gut. Wenn ich daran denke wie es früher war, als wir klein waren. Dann sind wir heute ja im Paradies. (...) Das, was man einzahlt ist nicht viel (...) Nein, auf den Höfen geht es uns nicht schlecht. Weil früher sind alle Bergbauern Äpfel pflücken gegangen. Aber heute hat keiner mehr Zeit dafür. Ich kenne hier Bauern, mit der gleichen Größe wie wir, die hätten genug Zeit. (L1)

Trotzdem wurden während der Interviews einige negative Aspekte angeführt. So beschwerten sich einige LandwirtInnen über die sinkenden Agrarpreise, den fehlenden Zusammenhalt der Bäuerinnen und Bauern und die viele und anstrengende Ar-

beit. Den Ursprung des „Jammerns“ und auch des Vorurteils erklärt ein Landwirt genauer:

Die große Umstellung in den 50er Jahren kam vor allem für die junge Generation, die meinten sie könnten den Hof weiterbewirtschaften wie die Eltern. Diese haben nicht arbeiten müssen, der Großbauer hat damals nichts getan und die Knechte die Arbeit machen lassen. Jene jungen Bauern, die zwischen 1920-40 geboren wurden, erlebten wohl die größte Umstellung. Durch die große Umstellung haben damals auch viele junge Bauern angefangen zu jammern wie schlecht es ihnen geht und es nur den Bauern schlecht geht. An die Knechte und Mägde, die früher gearbeitet haben, wurde nicht gedacht. Für viele ist die Welt zusammengebrochen. Den Bauern ging es früher sehr gut. Im Sarntal waren die Bauern gut situiert. Der soziale Umschwung machte vielen zu schaffen. Dies verwischt sich aber immer mehr. (L7)

Es wird mehrfach erwähnt, dass eine Hofübergabe durch dauerndes Klagen schwierig wird. Als Bäuerin bzw. Bauer muss man als gutes Beispiel voran gehen und die Vorteile des LandwirtIn-seins zu schätzen wissen:

Mittlerweile habe ich für mich entschlossen, dass ich Bauer bleiben möchte. Deswegen will ich jetzt auch umstellen, dass ich in 20 Jahren auch noch Bauer sein werde. Das ist das, was mir am besten gefällt. Da bin ich niemandem Rechenschaft schuldig und habe relativ wenig Stress. Das könnte ich mir vorstellen, dass du mit 50/60 Jahren auch noch gut tun kannst. Alles andere ist einem gewissen „ding“ (Nachteil) ausgesetzt. Die Gastronomie ist sehr stressig. Und auch wenn du einmal eine Familie haben willst, ist sie total familienunfreundlich. In der Versicherung ist auch durchaus ein gewisser Druck da. Wie gesagt, das gewisse solltest du eben machen. Aber wenn du irgendwann einmal damit aufhören kannst, dann siehst du das Ganze auch lockerer. (L6)

#### **4.2.6. Ausbildung**

Der Großteil der LandwirtInnen sieht eine ständige Weiterbildung und Informationsbeschaffung als Teil ihrer Tätigkeit an. Ihnen ist klar, dass man durch eine fundierte Ausbildung ganz andere Voraussetzungen und Möglichkeiten hat zu wirtschaften und dass dies auch zum Erfolg führen kann.

Im Bezirk (Bauernbund) waren wir 50 % Bergbauern und 50 % Obst- und Weinbauern (...) Aber da hat man auch gesehen, was die Ausbildung ausmacht in der Strategie auch mit der Handelskammer. Da haben sich die Bauern für Obst und Wein einen guten Preis erwirtschaftet. Sie haben auch an der Qualität gearbeitet, aber auch im Verkauf. Und wenn man heute die Medaillen sieht, die sie bekommen, das ist relevant. (L9)

Um die Verständigung zu vereinfachen, das Auftreten von Skepsis zu vermeiden und eine Aussage richtig beurteilen zu können, so ein Landwirt, ist eine Ausbildung unbedingt notwendig. Weiterbildung ist für die ständige Neuanpassung hilfreich und gibt oft den nötigen Input. Es wird bemängelt, dass viele falsche Maschinen gekauft und diese durch mangelnde Pflege zu oft ausgetauscht werden.

Den Bauern musst du lernen wiff sein, dass sie nicht in jede Falle steigen. (L9)

Zeuge dafür, dass die Ausbildung einen immer höheren Stellenwert einnimmt, sind verschiedenste Projekte und Vereine im Sarntal. Genannt wurden unter anderem die Bauernjugend und das Fleischprojekt. Die Bauernjugend ist nun mit 400-500 Mitgliedern der größte Verein im Sarntal. Die Jugend ist mit Begeisterung dabei, organisiert Veranstaltungen unterschiedlichster Art und setzt vor allem auf Weiterbildung. Beeindruckend ist, dass viele Jugendliche dabei sind, die nicht aus einer Bauernfamilie stammen. Das Fleischprojekt wurde durch das LEADER-Programm gestartet.

Da haben wir ein Fleischprojekt laufen, Bergbauernberatung, das funktioniert auch über LEADER. Da haben wir das Fleischprojekt, um eine Weiterbildung im Bereich Fleischproduktion zu haben. Ich bin auch Mitglied, wir führen das mit einem eigenen Konzept, erhalten ständige Beratung. Wir treffen uns regelmäßig, machen Lehrfahrten, Besichtigungen, Diskussionen, erhalten Unterlagen, Marktstudien, usw. (L9)

Trotzdem wird auch erwähnt, dass die Ausbildung in den landwirtschaftlichen Schulen in Deutschland im Vergleich zu Südtirol weit fortschrittlicher ist. Ein Landwirt erklärt, dass vom Land selbst mehr in die Ausbildung investiert werden müsste, auch um die Besiedelung am Berg zu garantieren.

Dort (in Deutschland) sind sie schon fortschrittlicher, auch in den Schulen. Als ich zurückgekommen bin habe ich mir gedacht: Armes Land Südtirol. Was dort in die Ausbildung ausgegeben wurde, nicht gewohnt gewesen, Luxus pur. Ich habe immer noch Kontakt mit der Schule. Da sind wir noch weit entfernt, da müssen sie noch mehr ausgeben. (...) Die Obst- und Weinbauschule und Gärtnerei hat auch ihren Standard. Die Berglandwirtschaftsschule hat diesen Standard noch nicht, in Salern, ich war in Fürstenburg, in Dietenheim. Ich weiß nicht wie viel man ausgeben kann und will. Das ist die Frage, will ich die Leute am Berg behalten oder will ich das Gebiet entsiedeln. (L9)

Früher ist die Ausbildung generell als schlecht angesehen gewesen, nur das Arbeiten zählte. Die Wende von einer Subsistenzlandwirtschaft zu einer marktorientierten Landwirtschaft sollte nicht herbeigeführt werden. Es wurde auch ohne Rücksicht auf die Natur gearbeitet. Dies hat unter anderem auch zum schlechten Image der Bäuerinnen und Bauern beigetragen. Diese Einstellung hat sich nun geändert und der Trend hin zur natürlichen Bewirtschaftung und Erhaltung des natürlichen Lebensraumes wird immer stärker.

Ein Bauer hält es für notwendig, dass alle LandwirtInnen einen zweiten Beruf erlernen, auf den sie zurückgreifen können. Dies erhöht die Flexibilität und ist außerdem eine Bereicherung und Ergänzung in der Ausübung des Landwirtschaftsberufes. Der Hof sollte vor allem als Wohnort und zur Nahrungsbereitstellung dienen.

Wichtig erscheint, dass man sich als Bäuerin bzw. Bauer nicht nur auf die Landwirtschaft konzentriert, sondern auch für andere Aktivitäten offen ist und sich in Vereinen und in der Politik engagiert. Die Einseitigkeit wird als negativ angesehen. Ein Landwirt erzählt vom Heimat- und Kulturverein und die politische Konstellation im Sarntal:

Wir studieren z.Z. über die Historik, weil ich schon lange im Kulturverein bin. (...) Da sind auch viele Bauern dabei. Wie der Bürgermeister (...). Die sind alle in dem Verein, das braucht es auch ein bisschen. Nicht nur das Einseitige wie ich sehe nur die Kuh hier und sonst interessiert mich nichts. Deswegen haben wir eigentlich auch politisch eine gute Konstellation. Die Landwirtschaft ist in der Gemeinde stark vertreten, die stellt fast die Hälfte der Gemeinderäte. Das ist viel. Die Angriffsfläche hat es nicht so einfach. Und dann kommen wir auch über die Runden und miteinander aus. Wir sind in der Bank auch vertreten. Und das ist wichtig, unser Ziel ist die wichtigen Posten zu vertreten und überall vertreten zu sein. Das braucht es auch unbedingt, sonst geht nichts durch. (L9)

## **5. Diskussion**

Grundsätzlich kann gesagt werden, dass sowohl die von Folke et al. (2003) definierten Faktoren zur Resilienz-Bildung, als auch die Faustregeln einer resilienten Landwirtschaft von Moller (2008) für die Bergbäuerinnen und Bergbauern im Sarntal gelten. Folgend wird erläutert wie die in den Interviews erfassten Aussagen auf diese Faktoren und Faustregeln übertragen werden können. Weiters werden Vergleiche mit Forschungsprojekten von Darnhofer et al. (2008) und Cialdella et al. (2008) zum Thema Resilienz in der Landwirtschaft aufgestellt.

### **5.1. Lernen mit Wandel und Unsicherheiten umzugehen**

Die Analyse der Interviews bestätigt, dass Sarner BergbäuerInnen aufgrund schnell wechselnder Bedingungen wandlungsfähig und flexibel sind und laufende Verbesserungen durchführen, um mit einer ungewissen Zukunft leben und mit Überraschungen umgehen zu können.

Den LandwirtInnen ist es deshalb wichtig Trends und Entwicklungen zu sehen, auch wenn diese aufgrund der schnell wandelnden Bedingungen schwer einzuschätzen sind. Sie erhalten dadurch einen Überblick über einen längeren Zeitraum und erkennen die ganze Palette an Möglichkeiten, die sie am eigenen Betrieb umsetzen können. Auch die LandwirtInnen aus Horn in Niederösterreich, die an einem Workshop im Jahre 2007 (DARNHOFER et al. 2008) teilnahmen, um den Faktoren der Re-

silienz-Bildung auf den Grund zu gehen, erklären, dass es am Bauern selbst liegt sich einen Überblick über aktuelle Entwicklungen zu verschaffen und dadurch auf potenzielle Aktivitäten zu stoßen.

Auch das Einschätzen und Abdecken von Risiken wird von den LandwirtInnen im Sarntal als bedeutend eingestuft. Als Lösungsansatz werden verschiedene Standbeine, das Vorhandensein von Eigenkapital bzw. Experimentieren und Wagen neuer Aktivitäten genannt. Letzteres wird von den LandwirtInnen aus Horn als absolutes Muss bezeichnet. Die BäuerInnen beobachten, dass das, was man hat, wieder mehr geschätzt wird, indem Anderes und Neues gesehen wird.

Schrittweise Veränderungen ermöglichen einen eventuellen Rückzug ohne dabei einen großen Schaden davon zu tragen. Die Eigenschaften Ausdauer, Gelassenheit und Durchhaltevermögen spielen beim Ausprobieren eine große Rolle. Kennzeichnend für die Bäuerinnen und Bauern im Sarntal sind außerdem Vorsicht, Zurückhaltung und eine Absicherung durch ein Nebeneinkommen.

Bei Entscheidungen werden meistens Familie und Geschäftspartner mit einbezogen und wirtschaftliche, als auch teilweise ökologische Aspekte berücksichtigt. Wirtschafts-, Sozial- und Naturkapital erlaubt Umstellung und erhöht die Lern- und Anpassungsfähigkeit.

Die Sarner BäuerInnen legen auch ein besonderes Augenmerk auf das Wohlbefinden der Familie. So ist es ihnen wichtig sich eine zu hohe Belastung der Familie einzugestehen und den Betrieb umzustellen bzw. neu zu organisieren. Dadurch können Belastungen reduziert und die Lebensqualität gesteigert werden. Eine Änderung der betrieblichen Strategie bei anhaltenden Arbeitskraftproblemen wird auch als Teil der autonomen und kontrollierten Betriebsführung bei den von Cialdella et al. (2008) definierten Haushaltsstrategien für Viehbetriebe in französischen Bergregionen genannt. Die Reduktion der Viehhaltung bzw. die Verarbeitung von landwirtschaftlichen Produkten werden in dieser Studie als Alternativen genannt.

Die LandwirtInnen können sich nicht auf den Lorbeeren ausruhen, sondern müssen immer an Neues denken. Deswegen ist es wichtig Augen und Ohren offen zu halten, Ideen abzuschauen und laufende Anpassungen durchzuführen. Die Aufnahme und das Verstehen von Rückmeldungen spielen dabei eine Schlüsselrolle. Durch eine Orientierung am Markt und an Kundenwünschen kann mit kleinen Anpassungen darauf reagiert und aus Fehlern gelernt werden.

## 5.2. Bilden von Vielfalt und Redundanz zur Reorganisation und Erneuerung

Vielfalt und das Verstehen von Zusammenhängen erleichtern die Umstellungs-, Lern- und Anpassungsfähigkeit von landwirtschaftlichen Betrieben. Aufgrund dieser Ungewissheit stellen Flexibilität und Weltoffenheit wichtige Eigenschaften dar, da einerseits Aktivitäten bei Unrentabilität einfach gewechselt und andererseits mögliche Tätigkeiten gesehen werden können. Diese können nachgeahmt, und sofern möglich, am eigenen Betrieb dank kleiner Anpassungen umgesetzt werden. Das Hinzunehmen von Aktivitäten und somit die Streuung des Risikos auf mehrere Standbeine wird einer Spezialisierung vorgezogen, wobei laut den BergbäuerInnen der Arbeitszeitaufwand genauestens überdacht werden muss.

Um die Fülle an landwirtschaftlichen und nicht-landwirtschaftlichen Aktivitäten im Sarntal aufzuzeigen, wurde eine Tabelle (siehe Tabelle 3) mit Formen von Aktivitäten erstellt.

**Tabelle 3: Landwirtschaftliche und nicht-lw Aktivitäten im Sarntal**

|                              | Am Betrieb                                                                                                                                                                       | Außerhalb des Betriebes                                                                                                            |
|------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| In der lw. Produktion        | Spezialisierung (Käse/Fleisch)<br>Extensivierung (Vieh)<br>Sonderkulturen (Kirschen)<br>Ab-Hof-Verkauf (Käse)<br>Verkauf via Internet (Fleisch)<br>Milchverarbeitung (Eis, Käse) | Verarbeitungs- oder Vermarktungsgemeinschaft (Schlachthof)<br>Tätigkeit beim Maschinenring<br>Viehkennzeichner                     |
| Außerhalb der lw. Produktion | Energiepflanzen, Christbaumverkauf, E-Werk, Urlaub am Bauernhof, Wohnungsvermietung, Pferde-stallverpachtung, Waldarbeit, Christbäume, Errichtung von Zäunen und Dachschildern   | Angestellter<br>Partyservice, Gasthof, Transformatoren für Fernseh, Handy und Radio<br>Vermarktungsgemeinschaft (Heizwerk, E-Werk) |

Quelle: eigene Darstellung

Die Betriebe im Sarntal zeugen von hoher Diversität, Multifunktionalität, Redundanz, Bricolage, Modularität und adaptivem Management. Auch das Prinzip der Synergien wird oft genutzt. Dabei konzentrieren sich die LandwirtInnen auf das, was sie gut können und versuchen ihre Stärken auszubauen.

### **5.3. Kombinieren von verschiedenem Wissen**

Im Sarntal wird betont, dass Entscheidungen zum richtigen Zeitpunkt getroffen werden müssen, an denen besonders günstige Bedingungen herrschen. Um diesen zu erkennen, sind das nötige Wissen und verlässliche Information nötig.

Durch die Errichtung von Sozialkapital und den Aufbau von Verbindungen kann solche Information beschafft und Trends und Entwicklungen identifiziert werden. In sozialen Netzwerken unterstützen und beraten sich die LandwirtInnen gegenseitig, wodurch ein Austausch an Meinungen, Informationen und Wissen stattfindet. Dieser Austausch ist Ausgangspunkt für Diskussionen. Die Verbindung und Integration von Wissen über Theorie, Praxis, Tradition und lokalem Wissen entscheidend.

Beim Treffen der besten Entscheidung sind für die Sarner BergbäuerInnen auch Freude, Herausforderung, Genugtuung und Passion von Bedeutung sind. Wichtig ist auch, dass die Rentabilität gegeben ist, da sonst die Freude an der Arbeit nachlässt. Besonders die Hofübergabe wird durch eine positive Einstellung zum LandwirtInsein ohne Klagen erleichtert. Dies kommt auch 2007 im Workshop in Niederösterreich zum Ausdruck (DARNHOFER et al. 2008).

### **5.4. Bilden von Möglichkeiten der Selbstorganisation und Kreuzkopplungen**

Im ländlichen Raum ist die Dorfgemeinschaft Plattform für neue Ideen und Aktivitäten. Um gemeinsame Aktivitäten zu ermöglichen und die Arbeitsbelastung einzugrenzen werden oft Kooperationen eingegangen. In einer Arbeitsgemeinschaft kann wiederum jeder seine eigenen Stärken zum Vorteil der Gruppe einsetzen. Auch in den beiden Studien der BäuerInnen in Horn (DARNHOFER et al. 2008) und Frankreich (CIALDELLA et al. 2008) wird die Notwendigkeit von Kooperationen deutlich.

Die Sarner legen besonderen Wert darauf die Abhängigkeiten von Institutionen und Ressourcen zu reduzieren und versuchen aus diesem Grund die Selbstorganisation zu steigern. Das Thema der Schuldenverhinderung ist sowohl in Frankreich, als auch in Österreich ein Hauptmerkmal zur Resilienz-Bildung.

Für die Sarner LandwirtInnen spielt in diesem Zusammenhang auch die Ausbildung und Vielseitigkeit eine wichtige Rolle. Laut den BäuerInnen werden die Verständi-

gung untereinander und eine ständige Neuanpassung vereinfacht. Viele Bäuerinnen und Bauern sind in der Gemeindepolitik engagiert und in verschiedensten Vereinen vertreten. Beziehungen zu Vertretern in „Machtpositionen“ können auch politische und finanzielle Unterstützung bieten. Dies ist ein Zeichen dafür, dass sie einen externen Wandel nicht passiv hinnehmen, sondern sich selbst zur Wehr setzen, Kreuzkopplungen bilden und sich für Änderungen zum eigenen Vorteil einsetzen.

## **5.5. Autonomie und Traditionen**

Aufgrund der starken Betonung auf Freiheit und Selbstorganisation, werden für das Sarntal zwei neue Faustregeln zur Resilienz-Bildung vorgeschlagen.

In Südtirol wird dieses Streben nach Autonomie teilweise aufgrund politischer Wirren und einem Assimilationszwang in der Vergangenheit, teilweise aus dem Selbstverständnis der Bergbäuerinnen und Bergbauern besonders deutlich. So sieht Langer (1993) dies als einen der Gründe für die Persistenz der BergbäuerInnen in Südtirol: *„Eine hohe regionale Eigenständigkeit, die aus der besonderen politischen Situation und einer gewissen Abgeschnittenheit Südtirols erklärbar ist: als Zusammenhalt im Abwehrkampf gegen staatlich betriebene Assimilierungspolitik, später dann als Übernahme von Selbstverwaltung und eigener Gestaltungsmöglichkeiten in der Autonomie, jedenfalls aber als Widerstand gegen fremdbestimmte Entwicklung und Modernisierung, die man als bedrohlich empfand.“* Mit dieser Aussage sind sowohl die Aufrechterhaltung sozialer Netzwerke und das Freiheitsstreben, sich nicht Regeln unterordnen zu müssen, das Festhalten an Traditionen, der Rückgriff zur Selbstversorgung und das starke Vertrauen in die regionale Vermarktung erklärbar. Die LandwirtInnen wünschen sich deshalb eine stärkere Zusammenarbeit zwischen Tourismus, Gastronomie, Handel und Landwirtschaft. Die Schwierigkeit besteht darin ein gesundes Gleichgewicht zwischen externen Institutionen, Kooperationenbildung und Autonomie zu finden.

Ein weiterer Punkt, der für das Sarntal ergänzt werden muss, ist der hohe Stellenwert der Tradition im Leben der LandwirtInnen, mit der wiederum deren Persistenz erklärbar ist. Das Festhalten an Sitten und Bräuchen und der Stolz sind kennzeichnend für die Sarnen. Allerdings kam es auch bei den Studien von Darnhofer et al. und Cialdella et al. (2008) zu denselben Ergebnissen. Es wird beschrieben wie ein Festhalten an bestimmten Tätigkeiten, lokalem Wissen und Bräuchen wie z.B. die Bearbeitung der Felder, die eigenständige Nahrungserzeugung oder die Beibehaltung des Status als LandwirtIn stattfindet. Langer (1993) beschreibt die Ursachen:

*„Eine große Rolle spielte dabei gewiss die kulturelle - bei uns vor allem ethnische – Motivation: die Bauern (und besonders die Bergbauern) als Rückgrat des Volkes, der Volksgruppe, der Heimat, einer Lebenswelt... sozusagen als Hüter einer Ordnung, die sich – wenn schon – erst als letzte aufgeben und überantworten würden; dies beweist unter anderem, dass Geld und Wirtschaft eben doch nicht alle menschlichen und gesellschaftlichen Ereignisse zu regieren vermag.“*

Allerdings hat dieses Festhalten auch negative Auswirkungen, da es sowohl den Fortschritt hemmt, Innovation beeinträchtigt, als auch Kritik beim Aufgreifen neuer Aktivitäten fördert. Langer (1993) sieht aber auch genau diese, sowohl extern erzwungene (keine anderen Arbeitsplätze), wie auch tief verwurzelte Rückständigkeit, als Grund dafür, dass eine höhere Anzahl an BergbäuerInnen in Südtirol überlebte als in den übrigen Alpen. Die Herausforderung der Bäuerinnen und Bauern besteht wiederum darin eine Balance zwischen Traditionserhaltung und dem Wagen von Neuem zu erzielen.

## **6. Schlussfolgerungen**

Diese Studie hat gezeigt, dass das Konzept der Resilienz auch auf landwirtschaftliche Betriebe angewendet und somit als komplementärer Ansatz zur herkömmlichen Planung bzw. Strategiebildung angesehen werden kann. Resilienz ist die Fähigkeit eines Systems Störungen zu überwinden und sich neu zu organisieren und gleichzeitig die Funktionsfähigkeit, Struktur, Identität und Kontrolle aufrecht zu erhalten. Die Idee der Resilienz sieht eine Abwendung von Zielvorlegungen, Stabilität und Verletzbarkeit vor, und stellt Flexibilität, Stärken und Anpassung in den Mittelpunkt.

Stress und Schocks sind unvermeidlich, und um damit umgehen zu können, ist es hilfreich, wenn landwirtschaftliche Betriebe folgende Eigenschaften aufweisen: Die LandwirtInnen müssen laufend am Betrieb experimentieren und Neues wagen. Dabei sind Einfallsreichtum und Durchhaltevermögen der Bäuerinnen und Bauern gefragt. Der Betrieb ist dadurch flexibel, kann ohne Schwierigkeiten zwischen den verschiedenen Strategien wechseln, hat dadurch immer etwas Neues im Ärmel und kann sich wiederum neu definieren. Gleichzeitig ist der Betrieb durch eine hohe Diversität gekennzeichnet. Vielfalt erhöht die Lern- und Anpassungs- und damit auch die Wandlungsfähigkeit des Betriebes.

Für ein adaptives Management finden Redundanz, Bricolage, Modularität und Synergien Anwendung. Eine laufende Informations- und Überblickverschaffung über Trends und Entwicklungen spielen dabei die zentrale Rolle. Dies wird durch den

Aufbau von sozialen Netzwerken und die Beteiligung an Aktivitäten in Vereinen und im Dorfleben erleichtert. Der ständige Meinungs- und Informationsaustausch erlaubt außerdem verschiedene Arten von Wissen zu kombinieren.

Dadurch ist es für die LandwirtInnen auch einfacher den richtigen Zeitpunkt, an dem besonders günstige Bedingungen vorherrschen, abzuwarten, um eine Veränderung durchzuführen. Grundsätzlich sollen Veränderungen nur schrittweise und mit Vorsicht durchgeführt werden. Auch das Einschätzen und Abdecken von Risiken sind von besonderer Bedeutung. Risiken können beispielsweise durch verschiedene Standbeine und durch anfängliches Experimentieren abgedeckt werden. Ein besonderes Hauptaugenmerk wird in diesem Zusammenhang auf die Schuldenbegrenzung gelegt.

Die BergbäuerInnen haben verschiedene Strategien und kombinieren diese auf unterschiedliche Weise. Ein Gleichgewicht zwischen den einzelnen Strategien zu halten stellt die größte Herausforderung für die LandwirtInnen dar. So gilt es beispielsweise eine Balance zwischen einer Abhängigkeit von externen Ressourcen bzw. Institutionen und Autonomie zu finden. Einerseits wird das Streben nach Autonomie immer größer, auf der anderen Seite die Notwendigkeit von Kooperationen, aufgrund des Arbeitskraftmangels und des hohen Eigenkapitalbedarfs für Investitionen, immer bewusster. In Arbeitsgemeinschaften kann durch Arbeitsaufteilung die Belastung der Familie eingegrenzt und damit die Lebensqualität gesteigert werden.

Aufgrund sich ständig und schnell wandelnder Bedingungen müssen die LandwirtInnen auch lernen mit einer ungewissen Zukunft zu leben, Überraschungen zu erwarten und mit ständigen Anpassungen darauf reagieren. Dabei muss man Rückmeldungen wahrnehmen, Augen und Ohren offen halten und am eigenen Betrieb umsetzbare Möglichkeiten abschauen. Eine Orientierung an Markt und KundInnen ist für die LandwirtInnen eine neu zu bewältigende Aufgabe, die besonders in der Direktvermarktung immer aktueller wird.

Den LandwirtInnen muss die anfallende Arbeit auch Freude machen, sie sollte eine Herausforderung darstellen und Genugtuung und Stolz wecken. Die Ausbildung und Vielseitigkeit der Bäuerin und des Bauern stellen eine Schlüsselrolle dar, da somit Verständigung erleichtert wird und Zusammenhänge erkannt werden. Lokales Wissen, Traditionen, Sitten und Bräuche sollen erhalten bleiben und mit einer positiven Einstellung der Status der LandwirtInnen an die Kinder weitergegeben werden. Gleichzeitig soll aber nicht nur an der Vergangenheit festgehalten, sondern auch in die Zukunft geschaut und Modernisierungen durchgeführt werden.

Mit dem Strom schwimmen und alles gelassen auf sich zukommen lassen ist in einer Zeit ständigen Wandels und einer unvorhersehbaren Zukunft nicht mehr wegzu-denken. Agroökonomische Systeme sind komplexe adaptive Systeme, beeinflusst von langsamen und schnellen Zyklen, multiplen Ebenen sowie Interessenvertretern und Handlungspunkten. Eine Co-Evolution mit dem sozialen, politischen, ökonomischen und ökologischen Umfeld muss ermöglicht werden.

In dieser explorativen Arbeit wurde nicht zwischen Schockresilienz und Transformative Resilienz unterschieden. Allerdings muss ein landwirtschaftlicher Betrieb in der Lage sein, sowohl mit Schocks (kurzlebige Störungen) also auch mit Stress (Treiber, Langzeittrends und -entwicklungen) umgehen zu können. Die Schockresilienz bezieht sich auf das Ausmaß an Störungen, das ein landwirtschaftlicher Betrieb absorbieren kann ohne den Zustand zu verändern. Der ausschlaggebende Punkt ist dabei, welcher Faktor den landwirtschaftlichen Betrieb im gewünschten Zustand erhält. Die Transformative Resilienz bestimmt wie weit die LandwirtInnen das System vom Kipppunkt entfernen oder zum Kipppunkt hin bewegen können, wenn sie eine Veränderung vornehmen möchten. In zukünftigen Studien könnte es sinnvoll sein herauszufinden, ob die LandwirtInnen die beiden Arten von Resilienz identifizieren können und wie unterschiedlich und mit welchen Strategien sie darauf reagieren.

## 7. Literaturverzeichnis

- ALLEN, S.; WATON, A.; PURCELL, K. und WOOD, S. (1986): *The Changing Experience of Employment: Restructuring and Recession*. London: Macmillan.
- AMON, E.; EBERDORFER, K.; PENKNER, G.; SCHMID, K. und SIX, L. (1998): *Betriebswirtschaft und Buchführung*. Ausgabe A/2. Graz: Leopold Stocker Verlag.
- ANDERSON, M.; BECHHOFFER, F. und KENDRICK, S. (1994): Individual and Household Strategies. In: Anderson, M.; Bechhofer, F. und Gershuny, J. (Hrsg.) *The Social and Political Economy of the Household*. Oxford: Oxford University Press, 19–67.
- AUTONOME PROVINZ BOZEN – SÜDTIROL, LANDESINSTITUT FÜR STATISTIK (1972-2008). Bozen: Selbstverlag.
- AUTONOME PROVINZ BOZEN-SÜDTIROL (1995): Südtirols Autonomie. Bozen: Selbstverlag.
- AUTONOME PROVINZ BOZEN-SÜDTIROL (2006): *Forststation Sarntal*. Bozen: Abteilung 32 Forstwirtschaft, Forstinspektorat Bozen II, Selbstverlag.
- AUTONOME PROVINZ BOZEN-SÜDTIROL (2007): *Gemeinde Sarntal Landschaftsplan*. Bozen: Amt für Landschaftsökologie, Abteilung 28, Natur und Landschaft, Selbstverlag.
- AUTONOME PROVINZ BOZEN-SÜDTIROL (s.a.): Land- und Forstwirtschaft, at: <http://www.provinz.bz.it/astat/de/landwirtschaft-umwelt/land-forstwirtschaft.asp>
- AUTONOME PROVINZ BOZEN-SÜDTIROL 2000: Ländlicher Entwicklungsplan 2000 – 2006, at [http://www.provinz.bz.it/landwirtschaft/3106/downloads/deutsch/01\\_Text/14\\_Endwicklungsplan-Schwerpkt\\_Ma%DFnahmen.pdf](http://www.provinz.bz.it/landwirtschaft/3106/downloads/deutsch/01_Text/14_Endwicklungsplan-Schwerpkt_Ma%DFnahmen.pdf)
- AUTONOME PROVINZ BOZEN-SÜDTIROL, LANDESINSTITUT FÜR STATISTIK (2000): 5. Landwirtschaftszählung. Bozen: Selbstverlag
- BARTH, H (1996): *Die ökologische Landwirtschaft als Ansatz zur Wiedergewinnung einer nachhaltigen Wirtschaftsweise im Alpenraum*. Wien: Diplomarbeit Wirtschaftsuniversität Wien.
- BÄTZING, W. (1996): Landwirtschaft im Alpenraum – unverzichtbar, aber zukunftslos?. In: BÄTZING, W. (Schriftleitung): *Landwirtschaft im Alpenraum – unverzichtbar, aber zukunftslos?*. Berlin: Blackwell.

- BAUR, P.; PEZZATTI, M.G.; RIEDER, P. und SCHLUEP, I. (1999): *Langfristige Entwicklungen der Agrarstrukturen in Südtirol*. Bozen: Europäische Akademie Bozen.
- BERGER, H. (2007): Vorwort. In: AUTONOME PROVINZ BOZEN - SÜDTIROL (Hrsg.): *Entwicklungsprogramm für den ländlichen Raum 2007-2013*. Bozen: Selbstverlag.
- BERKES, F. und FOLKE C. (1998a): Ecological Practices and Social Mechanism for Building Resilience and Sustainability. In: BERKES, F. und FOLKE C. (Hrsg.): *Linking Social and Ecological Systems*. Cambridge, UK: Cambridge University Press, 414 - 434.
- BERKES, F. und FOLKE C. (1998b): Linking social and ecological systems for resilience and sustainability. In: BERKES, F. und FOLKE C. (Hrsg.): *Linking Social and Ecological Systems*. Cambridge, UK: Cambridge University Press, 1 – 26.
- BORTZ, J. und DÖRING, N. (2002): *Forschungsmethoden und Evaluation*. 3., aktualisierte Aufl., Berlin: Springer.
- BOUNCKEN, R. (2000): Dem Kern des Erfolgs auf der Spur? State of the Art zur Identifikation von Kernkompetenzen. *Zeitschrift für Betriebswirtschaft* 70(7), 865 - 885.
- CARPENTER, S.; WALKER, B.; ANDERIES, J. und ABEL, N. (2001): From metaphor to measurement: Resilience of what to what? *Ecosystems* 4, 765 - 781.
- CARPENTER, S.R.; WESTLEY, F. und TURNER M. G. (2005): Surrogates for Resilience of Social-Ecological Systems. *Ecosystems* 8, 941 -944
- CIALDELLA, N.; DOBREMEZ, L. und MADELRIEUX, S. (2008): Livestock farming systems in urban mountain: differentiated paths to remain in time. In: DEDIEU, B. und ZASSER-BEDOYA, S. (Hrsg.) *Proceedings of the 8th European IFSA Symposium: Empowerment of the rural actors*. pp. 423-433, at: [www.ifsa-europe.org](http://www.ifsa-europe.org).
- COLLINSON, M. und LIGHTFOOT, C. (2000): The future of farming systems research. In: COLLINSON, M. (Hrsg.): *A History of Farming Systems Research*. Wallingford, UK: CABI Publishing, 391 - 421.
- DARNHOFER, I. (2005): Resilienz und die Attraktivität des Biolandbaus für Landwirte. In: GROIER, M. und SCHERMER, M. (Hrsg.): *Zwischen Professionalisierung und Konventionalisierung – Biolandbau in Österreich im internationalen Kontext*. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen 55, 67 - 84.
- DARNHOFER, I. und MILESTAD, R. (2003): Fördert der ökologische Landbau die Resilienz landwirtschaftlicher Betriebe? *Ländlicher Raum* 4/2003, 28 – 30.

- DARNHOFER, I.; FAIRWEATHER, J. und MOLLER, H. (2008): Farm Resilience for sustainable food production: A conceptual framework. Unpublished manuscript.
- DAX, T.; NIESSLER, R. und VITZTHUM, E. (1993): Bäuerliche Welt im Umbruch – Entwicklung landwirtschaftlicher Haushalte in Österreich. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen.
- DOOLEY, K.J. (1997): A Complex Adaptive Systems Model of Organization Change. *Nonlinear Dynamics, Psychology, and Life Sciences* 1(1), 69 - 97.
- DURNWALDER, L. (1986): Der Bergbauer im Wandel der Zeit – Rückblick und Ausblick. *Der Schlern* 60 (5/6), 268 – 275.
- EC (2009): *Vorschlag der Kommission für weitere Maßnahmen zur Unterstützung der Milchwirtschaft* IP/09/57, at: <http://europa.eu/rapid/pressReleasesAction.do?reference=IP/09/57&format=HTML&aged=0&language=DE&guiLanguage=en>.
- ENDRIZZI, T. und STIMAMIGLIO, L. (1973): *Die Landwirtschaftliche Mechanisierung in Südtirol*. Bozen: La Bodoniana.
- FLICK, U.; VON KARDORFF, E. und STEINKE, I. (2000): *Qualitative Forschung – Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowolth.
- FOLKE, C.; CARPENTER S.; ELMQVIST, T.; GUNDERSON, L; HOLLING, C.S. und WALKER B. (2002): Resilience and Sustainable Development: Building Adaptive Capacity in a World of Transformations. *Ambio* Vol. 31(5), 437 - 440.
- FOLKE, C.; COLDING, J. und BERKES, F. (2003): Building resilience and adaptive capacity in social-ecological systems. In: BERKES, F., FOLKE, C. und COLDING, J. (Hrsg.). *Navigating Social-Ecological Systems: Building Resilience for Complexity and Change*. Cambridge: Cambridge University Press, 352 - 387.
- GABERT, V. (1977): *Probleme der Berglandwirtschaft und die Strukturen im Alpenraum*. München: Georg-von-Vollmar-Akademie e.V.; Seminar vom 8. bis 12.11.1977 in Tramin/Südtirol, veranstaltet von der Georg-von-Vollmar-Akademie e.V.
- GASSON, R. und ERRINGTON, A. (1993): *The farm family business*. Wallingford: CABI.
- GERSHUNY, J.I. und PAHL, R.E. (1979): Work Outside Employment: Some Preliminary Speculations. *New Universities Quarterly* 34: 120–35.

- GOLLER, B. (1997): *Landwirtschaftspolitik in Südtirol seit 1945 - Eine historische Analyse*. Innsbruck: Diplomarbeit, Leopold-Franzens-Universität Innsbruck.
- GOODMAN, D. und REDCLIFT, M. (1981): *From Peasant to Proletarian: Capitalist Developments and Agrarian Transitions*. Oxford: Basil Blackwell.
- GOTSCH, N., FLURY, C., KREUZER, M., RIEDER, P., HEINIMANN, H. R., MAYER, A.C. UND WETTSTEIN, H.-R. (2004): *Die Landwirtschaft der Zukunft als Abbild ihrer Rahmenbedingungen*. In: GOTSCH, N., HEINIMANN, R., KREUZER, M. und RIEDER, P. (Hrsg.): *Land- und Forstwirtschaft im Alpenraum – Zukunft im Wandel*. Kiel: Wissenschaftsverlag Vauk Kiel KG.
- GUNDERSON, L.H. und HOLLING, C.S. (2001): Resilience and Adaptive Cycles. In: GUNDERSON, L.H. und HOLLING, C.S. (Hrsg.): *Panarchy: understanding transformation in human and natural systems*. Washington, D.C.: Island Press, 25-62.
- HANDELS-, INDUSTRIE-, HANDWERKS- UND LANDWIRTSCHAFTSKAMMER (2008): Wirtschaftsbarometer. Vorläufige Ergebnisse 2008 - Ausblick 2009, at: <http://www.camcom.bz.it/deDE/WIFO/publikationen.html?idblock=3660>.
- HENNON, C.B. und HILDENBRAND, B. (2005): Farm Family responses to changing agricultural conditions: the actors' point of view. *Journal of Comparative Family Studies* 36(3), 357 – 366.
- HOFMANN, E. (2005): Realisierung von Synergien und Vermeidung von Dyssynergien. *Controlling - Zeitschrift für erfolgsorientierte Unternehmenssteuerung* 17 (8/9), 483 - 489.
- HOLLING, C.S. (1973): Resilience and stability of ecological systems. *Annual Review of Ecology and Systematics* 4, 1 - 23.
- HOLLING, C.S. (1996): Engineering Resilience versus Ecological Resilience. In: SCHULZE, P.C. (Hrsg.): *Engineering within Ecological Constraints*. Washington D.C.: National Academy Press, 31 – 34.
- HOLLING, C.S. (2001): Understanding the complexity of economic, ecological and social systems. *Ecosystems* 4, 390 - 405.
- HOLLING, C.S.; SCHINDLER, D.W.; WALKER, B.W. und ROUGHGARDEN, J. (1995): Biodiversity in the functioning of ecosystems: an ecological synthesis. In: PER-RINGS, C.; MÄLER, K-G.; FOLKE, C.; HOLLING, C.S. und JANSSON, B.O. (Hrsg.) *Biodiversity Loss. Economic and Ecological Issues*, Cambridge: Cambridge University Press, 44-83.

- HOLZER, H. (1974): *Die wirtschaftliche Situation der Landwirtschaft in Südtirol – unter besonderer Berücksichtigung der Bergbauern*. Wien: Diplomarbeit Hochschule für Welthandel.
- HOVORKA, G. (1998): *Die Kulturlandschaft im Berggebiet in Österreich*. Politiken zur Sicherung von Umwelt- und Kulturleistungen und ländliche Entwicklung – OECD Fallstudie. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen.
- KIRNER, L. und KRAMMER, M. (2007): *Strategien zur Betriebsentwicklung nach Umsetzung der GAP-Reform 2003* - Befragung von Bauern und Bäuerinnen mit Milchkuh-, Mutterkuh- und Marktfruchtbetrieben. Wien: Bundesanstalt für Agrarwirtschaft.
- KNÖBL, I.; KOGLER, M. und WIESINGER, G. (1999): *Landwirtschaft zwischen Tradition und Moderne – Über den Struktur- und Wertewandel in der österreichischen Landwirtschaft*. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen.
- KOFLER, J. (2008): Ehemaliger Abteilungsdirektor des Amtes für Tierzucht der Autonomen Provinz Bozen – Südtirol. *Mündliche Mitteilung* vom 23.12.2008.
- KUSEMANN, M. (2003): *Bewältigung von Existenzgefährdung in landwirtschaftlichen Familienbetrieben*. In: BOLAND, H., HOFFMANN, V. UND NAGEL, U.J. (Hrsg.): *Kommunikation und Beratung – Sozialwissenschaftliche Schriften zur Landnutzung und ländlichen Entwicklung*. Bd 57. Weikersheim: Margraf Publishers, 6-18.
- LAMNEK, S. (2005): *Qualitative Sozialforschung*. 4. Aufl., Weinheim: Beltz.
- LANG, P. (1986): Der Bergbauer in den letzten 100 Jahren. *Der Schlern* 60 (5/6), 276 – 284.
- LANGER, A. (1996): *EG und Berglandwirtschaft - Einsicht in letzter Minute?* In: POHL, B. (Hrsg.): *Landwirtschaft im Gespräch – Berglandwirtschaft*. Auer: Oberschule für Landwirtschaft.
- LARCHER, M. (2007): *Haushaltsstrategien biologisch wirtschaftender Familienbetriebe in Österreich*. Dissertation an der Universität für Bodenkultur, Wien.
- LEVIN, S.A. (1998): Ecosystems and the Biosphere as Complex Adaptive Systems. *Ecosystems* 1, 431-436.
- LOCHER, F. (2009): Bürgermeister und Ortsbauernbundobmann der Gemeinde Sarnatal. *Mündliche Mitteilung* vom 9.01.2009.

- MATSCHER, A. (2006): *Einen Bauern als Partner*. Wien: Diplomarbeit Universität für Bodenkultur Wien.
- MAYER, H. O. (2004): *Interview und schriftliche Befragung*. 2. Aufl, München: Oldenbourg.
- MAYRING, P. (2007): *Qualitative Inhaltsanalyse, Grundlagen und Techniken*. 9. Auflage. Weinheim: Beltz.
- MC CRONE, D. (1994): Getting By and Making Out in Kirkaldy. In: Anderson, M.;
- MESSNER, C. (1994) : *Die Südtiroler Landwirtschaft im Wandel von der Produktionswirtschaft zur Dienstleistungswirtschaft und deren Förderung*. Innsbruck: Diplomarbeit Leopold-Franzens-Universität Innsbruck.
- MILESTAD, R. (2003): *Building Farm Resilience - Challenges and Prospects for Organic Farming*. Uppsala: Dissertation at the Swedish University of Agricultural Sciences.
- MILESTAD, R. and HADATSCH, S. (2003): Organic farming and social-ecological resilience: the alpine valleys of Sölktaler, Austria. *Conservation Ecology* 8(1):3, at: <http://www.consecol.org/vol8/iss1/art3>.
- MOLLER, H. (2008): Pressures and pathways to more resilient production systems. Presented at the ARGOS Pastoral Sector Conference, held 22 October 2008 in Christchurch (Newzealand).
- MUSS, (1984): Betriebsplanung. In: LEIBER, F. (Hrsg.): *Landwirtschaftliche Betriebswirtschaftslehre*. Hamburg und Berlin: Verlag Paul Parey, 156 - 211.
- OAKLEY, A. (1974): *The Sociology of Housework*. Oxford: Blackwell.
- ÖIR (1998): *Bäuerlicher Familienbetrieb und Anforderungen an die Organisationsstrukturen im Agrarbereich*. Wien: Österreichisches Institut für Raumplanung, Selbstverlag.
- ÖTTL, M. (1999): *Grundzüge der regionalen Landwirtschaft in Südtirol*. Innsbruck: Diplomarbeit Leopold-Franzens-Universität Innsbruck.
- PETERSON, G.; ALLEN, C.R. und HOLLING, C.S. (1998): Ecological resilience, biodiversity and scale. *Ecosystems* 1, 6 - 18.
- PEYERL, H. und BREUER, G. (2006): Kooperationen – Theoretische Überlegungen aus Perspektive der Haushaltsökonomie. In: DARNHOFER, I.; WYTRZENS, H. und WALLA, C. (Hrsg.): *Alternative Strategien für die Landwirtschaft*. Wien: Facultas, 21 - 34.

- PICHLER, C. (2005): *Erschließung und Strukturwandel der Berglandwirtschaft in Südtirol am Fallbeispiel der Fraktionen Tall und Schennaberg, Gemeinde Schenna, Südtirol*. Innsbruck: Diplomarbeit Leopold-Franzens-Universität Innsbruck.
- PICHLER, H. (1955): *Die Südtiroler Landwirtschaft - Möglichkeiten der Produktivitätssteigerung*. Innsbruck: Dissertation an der Universität Innsbruck.
- PLANCK, U. und ZICHE, J. (1979): *Land- und Agrarsoziologie*. Eine Einführung in die Soziologie des ländlichen Siedlungsraumes und des Agrarbereiches. Stuttgart: Eugen Ulmer.
- POHL, B. (1996): *Die Landwirtschaft im Südtiroler Alpenraum*. In: BÄTZING, W. (Schriftleitung): *Landwirtschaft im Alpenraum – unverzichtbar, aber zukunftslos?*. Berlin: Blackwell.
- REISCH, E.; KNECHT, G. und KONRAD, J. (Hrsg.) (1995): *Betriebslehre*. 7. Auflage, Stuttgart: Eugen Ulmer.
- SANDER, H. (1972): *Die Mechanisierung der Südtiroler Landwirtschaft*. Schriftenreihe des Südtiroler Wirtschafts- und Sozialinstituts, Bd. 55.
- SCHMID, E. (2006): Einflussfaktoren der Betriebsentwicklung mit besonderer Berücksichtigung der Einkommensverteilung in der österreichischen Landwirtschaft. *Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft für Agrarökonomie* 16, 73-85.
- STIRLING, A. (2008): Resilience in rural development. Some key concepts and challenges in policies for sustainability. Presentation at the conference of the TERESA Project, held 27th November 2008 in Vienna.
- STOCKER, B und UNTERSULZNER, A. (2008): Südtirols Landwirtschaft zwischen 1950 und 1970. *Der Schlern*, 82.Jg., Heft 11, 126-139.
- SÜDTIROLER BAUERNBUND (2008): *Statistische Daten zum Untersuchungsgebiet Sarntal*. Übermittlung per Mail, 20.11.2008.
- THE RESILIENCE ALLIANCE (2008): Resilience. How is resilience lost? , at: <http://www.resalliance.org/576.php> (10.11.2008).
- VOGEL, S. und WIESINGER, G. (2003): Der Familienbetrieb in der Agrarsoziologie – ein Blick in die Debatte. *Ländlicher Raum* 05/2003, at <http://laendlicher-raum.at>.
- WALKER, B.; CARPENTER, S.; ANDERIES, J.; ABEL, N.; CUMMING, G.; JANSSEN, M.; LEBEL, L. ; NORBERG, J.; PETERSON, G.D. und PRITCHARD, R. (2002): Resilience

management in social-ecological systems: a working hypothesis for a participatory approach. *Conservation Ecology* 6(1): 14, at <http://www.consecol.org/vol6/iss1/art14>.

WALLACE, C. (2002): Household strategies: Their conceptual relevance and analytical scope in social research. *Sociology* 36(2), 275 - 292.

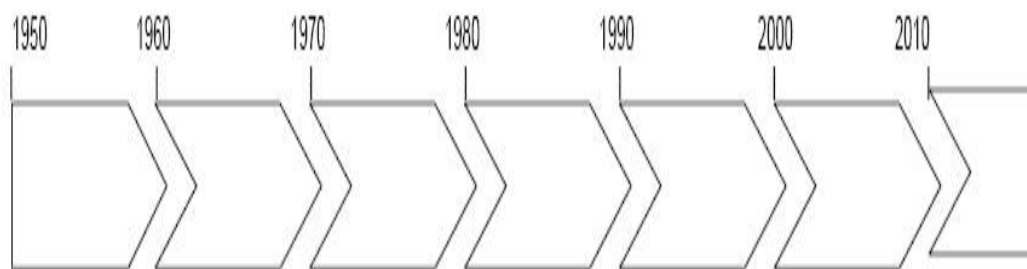
WEITSCHKEK, W. (1967): *Probleme der Landwirtschaft in Südtirol - unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung des ländlichen Raumes*. Wien: Dissertation an der Universität Wien.

## 8. Anhang

**Der Interviewleitfaden:** Resilienz bäuerlicher Familienbetriebe - die Sicht der Bergbauern im Sarntal (Südtirol)

1. Beschreiben Sie bitte kurz Ihren Betrieb!
  - a) Was produzieren Sie? (Nutzfläche und Nutztiere) Eigenflächen/Pachtflächen?
  - b) Wie ist der Betrieb ausgestattet? (Maschinen und Gebäude)
  - c) Was sind Ihre Hauptprodukte? Wie vermarkten Sie Ihre Produkte?
  - d) Wer arbeitet am Hof? Was macht der Rest der Familie? Wo befindet sich die Familie im Lebenszyklus des Betriebes? (Ist Hofnachfolge gesichert?)
  - e) Haben Sie zusätzliche Nebeneinkommen außer der landwirtschaftlichen Produktion?
  - f) Sind Sie engagiert in der lokalen Gemeinde? (Ehrenamt)
2. Beschreiben Sie bitte wie der Betrieb im Jahre 1950/60/70 ausgesehen hat!
  - a) Was wurde produziert? (Nutzfläche und Nutztiere) Eigenflächen/Pachtflächen?
  - b) Wie war der Betrieb ausgestattet? (Maschinen und Gebäude)
  - c) Was waren die Hauptprodukte? Wie wurden die Produkte vermarktet?
  - d) Wer arbeitete am Hof? (Was machte der Rest der Familie?)
  - e) Gab es zusätzliche Nebeneinkommen außer der landwirtschaftlichen Produktion?
  - f) Wurde ein Ehrenamt ausgeführt?
3. Der Betrieb hat sich sehr stark verändert im Laufe der Zeit (mehr Fläche, Tierartwechsel..) . Nennen Sie mir bitte ein paar Änderungen in den Jahren 1950-2008, die Sie für besonders wichtig halten! (5-7 Meilensteine)
  - Wechsel von Schweine- zu Rinderhaltung, Heirat, Geburt der Kinder, Flächenzukauf...
  - a) Wie kam es zu diesen Änderungen, woher kam der Anstoß? (Innovation oder Außenanstoß)
  - b) Welche Aspekte flossen mit ein damit es zur Änderung kam?

- Agrarpolitik, Markt, Familie, Soziales Umfeld, Betrieb, Aktivitäten der Familienmitglieder/Betriebszweig, Arbeitsorganisation
4. Sie haben viele Änderungen vorgenommen. Können Sie mir Faustregeln nennen, nach denen Sie generell eine Entscheidung am Betrieb fällen. Auf welche Kriterien achten Sie bevor Sie sich für etwas entscheiden?
- z.B. Welche Entscheidungen stehen in Zukunft an? Was beachten Sie dabei?
- z.B. Wenn Sie noch einmal vor der Entscheidung x stehen würden, was wäre Ihnen dann wichtig?
- Schuldenlast begrenzen (wie viel vom Einheitswert des Betriebes würden Sie für eine Veränderung investieren?)
  - Soziale Netzwerke im Dorf (Information, Meinung anderer Dorfbewohner)
  - Arbeitsbelastung der Familie und Lebensqualität
  - Diversität („nicht alle Eier in einen Korb“, „nicht alles auf eine Karte setzen“)
  - Experimentieren
  - Flexibilität



**Beweggründe für Änderung:**

Agrarpolitik AP  
 Markt M  
 Familie F  
 Soziales Umfeld (Dorf, soziale Normen) S  
 Betrieb (Gebäude, Maschinen, Fläche) B  
 Aktivitäten der Familienmitglieder, Betriebszweig A  
 Arbeitsorganisation (Zukauf Betriebsmittel) AO

Betrieb 19..

Betrieb heute